



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 4, Nr. 24 November 29, 1951

Köln: Bund-Verlag, November 29, 1951

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.



Magische Leinwand

Jährlich gehen 11 Milliarden Menschen ins Kino. Was suchen sie? Siehe Seite 2/3. Foto Rank.

AUFWÄRTS

■ Leben wie ein Millionär

■ Menschenjagd

■ Zurzeit Zelle 299

JAHRG. 4 · NR. 24

15

PFENNIG

29. NOVEMBER 1951



Kuß unter dem Filmhimmel! Vor dekorativen Zypressen und mit einem silbernen Kaffeeservice auf dem Tisch sieht das Leben romantisch aus. Filmproduzenten wissen das; sie spekulieren mit den Wunschträumen des kleinen Mannes. In Filmen dieser Gattung werden revolutionäre Antriebe, für ein besseres und schöneres Leben zu kämpfen, auf die Träume von einem besseren Leben sanft abgeschaukelt.

Fotos: Seeger

LEBEN WIE EIN MILLIONÄR

Jährlich gehen elf Milliarden Menschen ins Kino. Was suchen sie?

Der Traum, schöne Mädchen zu lieben

Palmolivjüngling packt das Weib. Im Parkett fühlt sich jedes Weib gepackt. Tarzan schleudert seinen Speer, Tarzan rört wie ein Wisent, Tarzan spannt Muskeln. Junger Mann im Parkett fühlt sich wie Tarzan; junges Mädchen wünscht sich einen Tarzan. Das Filmbild ist suggestiv. Warum? Der moderne Mensch lebt stumm. Er verliert immer mehr die Gabe, die Welt und seine Umgebung mit dem Wort zu erfassen. Das Wort erreicht ihn nicht mehr. Aber Bilder kapiert er mühelos. Bilder brennen sich unentrinnbar ein. Wenn das Bild über die Leinwand jagt, springt das Auge des Zuschauers gleichsam in die Linse der Kamera. Kameraauge springt Gesichter an, nimmt hastig das Zucken eines Mundes auf, springt Gesichter an, stürmt Treppen hoch, fliegt durch Räume, über Gegenstände, taucht in zwei riesige Augen eines Darstellers... Das ist die Verlockung des Kinos.

Wir brauchen das Bild. Wir leben stumm nebeneinander her. In Stockwerke geschichtet. In Straßenbahnen aneinandergedrückt. Nebeneinander in Kneipen und Tanzbars. Passant neben Passant auf Straßen voll Tumult. Redner erreichen uns schwer. Wir brauchen das Kino!

Das wissen vor allem die Kinokapitalisten. Sie wissen: Wenn der Arbeiter, der An-

gestellte, die Näherin abgespannt von der Arbeit kommen, dann brauchen sie Unterhaltung. Wer ihnen Kunst ankündigt, kann die Kasse zuklappen, bevor er Kunst gegeben hat. Sie wissen, daß alle davon träumen, Geld zu besitzen, ein Auto zu fahren, schöne Mädchen zu lieben. Sie wissen, daß wir unsere Wunschträume irgendwo abreagieren müssen. Also bieten sie Unterhaltung. Massenweise. Es gibt gute und schlechte Unterhaltung. Die schlechte Unterhaltung sieht etwa so aus:

Leben wie ein Millionär und die vier Tricks

Allied Artists-Film der Monogramme im Omnium-Verleih. Armer Teufel MacKeever zieht in Großstadtvilla des Industriemagnaten ein. Herrliche Salons. Sorgloses Lümmeln in Plüschsesseln. Sekt. Dieses war der erste Trick. Ist das in Wirklichkeit möglich? Nein! Das Kinopublikum soll über Salons und Sekt vergessen, daß das im Leben nicht möglich ist, soll vergessen, daß solch herrliches Leben nur Industriemagnaten vorbehalten bleibt, weil sie auf unsere Kosten prassen.

MacKeever holt noch entlassene Regimentskameraden in die Villa. Leben wie die Millionäre! Zweiter Trick: Entlassenen

Soldaten geht es gut, erzählt uns der Film. In Wirklichkeit wirft ihnen die Bürokratie Knüppel zwischen die Beine. Wir sollen das vergessen, damit wir nicht für Besserung dieser Zustände kämpfen. Jeder revolutionäre Antriebe wird niedergekurbelt, damit die Gesellschaftsordnung stabil bleibt, in denen es gewissen Leuten gut geht. Revolutionäre Energien müssen auf Träume von einer besseren Welt sanft abgeschaukelt werden...

Weiter in unserem Unterhaltungsfilm: Millionärstochter Trude kommt zur Villa. Die Regimentskameraden halten sie für eine Diebin; sie geht „zum Scherz“ darauf ein und macht Scheuarbeiten für sie. Dritter Trick: dem reichen Mädchen soll es auch mal schlecht gehen, weil es Geld hat, das wir nicht haben. Erstens also mißbraucht der Film unsere Neidgefühle. Zweitens redet er uns ein, daß es den Reichen und Feinen genau so schlecht gehen kann wie uns. Warum: Damit wir vergessen, daß Menschen mit einigen Millionen in der Tasche im wirklichen Leben hochnäsiger sind, daß sie von unserer Arbeit leben, daß sie uns vor die Polizei schleppten, wenn wir von ihnen verlangen würden, uns die Treppe zu putzen. Und jetzt kommt der vierte Trick: Einer der Regimentskameraden will Militärgelände erwerben und für entlassene Soldaten Häuser bauen. Nun wissen wir ja, daß in unserer

Wirklichkeit dem tatkräftigsten jungen Mann, wenn er mittellos ist, die Haare grau würden, ehe er so etwas auf die Beine brächte. Aber der Filmzufall ist allmächtig. Trude liebt diesen Habenichtes. Sieh mal an! Der millionenschwere Industriemagnat wettet nicht etwa, hetzt ihm auch nicht die Meute der Manager auf den Hals, um das Vorhaben zu zerschlagen, o nein! Er zerschmilzt unter der Sonne jungen Liebesglücks, er wird zuckersüß, er kauft den Soldaten das Gelände und unterschreibt noch laufende Meter Schecks. Wie edel! Kommentar überflüssig.

Ausgekochte Raffinessen

Haben wir ein besonders böses Beispiel gewählt? Nein! Wer kennt „Dr. Holl“ mit Dieter Borsche und Maria Schell? Derselbe Schwindel. Vielleicht noch gemeiner. Was wollen diese Filme? Der Edelmut der Besitzenden soll leuchten.

In der Schlußszene von „Dr. Holl“ schenkt der dicke Geldmann der jungen Ärztin ein größeres Hospital. Vorher aber hat er ihr den geliebten Mann abgejagt, der dann seine Tochter heiraten muß, damit diese in ihren letzten Wochen vor dem sicheren Tode noch was zum Lieben hat. Diese maßlose Ungerechtigkeit vergiftet der Zuschauer, wenn dieser Graf Rotz mit der verzichtenden Ärztin die Treppe des Hospitals empor schreitet und ihr ein kitschiges Christuswandbild zeigt. Der Zuschauer ist gerührt und empfindet den Film als gerecht ausbalanciert. Eine lächerliche Liebeszene gleicht die Ungerechtigkeit zwischen arm und reich aus. Und unsere Energien, die sich auf Besserung der realen gesellschaftlichen Verhältnisse richten, laufen auf Puffer! Filmproduzenten verbrauchen Unsummen an Volksvermögen, um Raffinessen auszukochen, die uns blind machen für die Wirklichkeit.

Frauenarzt Dr. med. Hiob Praetorius

ist ein guter Unterhaltungsfilm. Da ist ein Mensch, an dem man sich wirklich trösten kann. Der hat ja, genau so wie wir, mit dem Kleinkram des Alltags zu kämpfen. Dem geht es gar nicht ewig gut wie den langweiligen Modedoktoren in den Reicheleutenfilmen, die mal den Busen einer wehleidigen Gräfin befummeln, damit der Zuschauer einen Begriff von der Mission des Arztes bekommt. Praetorius geht es dreckig wie uns. Praetorius plagt sich mit hämischen, spießigen Vorgesetzten, mit Magistraten: wie wir. Und doch reicht uns Curt Goetz, der Schöpfer des Films, die Gabe echten Humors: Nehmt diese Spießer nicht gar zu ernst! Das ist ein guter Film, der unterhält und zugleich ein Kunstwerk ist.

Geschieht ein Wunder?

Und dann gibt es sehr ernste Kunstwerke: „Fahrraddiebe“. Da ist Antonio, unverfälschte Verkörperung des Durchschnittsmenschen. Kein Star. Was haben wir vom Star? Von „Johannes und die dreizehn Schönheitsköniginnen“? Mit denen können wir unsere Welt nicht besser bauen. Aber mit Männern wie Antonio. Da spielen das Leben und das Schicksal, wie sie eben mit uns allen spielen. Ohne die Romantik der schlechten Unterhaltungsfilme, die uns ein Leben mit Sekt und Klubsesseln vorgaukeln. Wie einprägsam, das Schlußbild in „Fahrraddiebe“. Wie der Arbeitslose Antonio mit seinem kleinen Sohn Bruno nach Hause geht. Er hatte versucht, ein Fahrrad zu stehlen. Warum nur, Antonio? Weil du deine Frau liebst, deinen Jungen. Weil du ein

Fahrrad brauchst für deine Arbeit, die deine Familie ernähren sollte. Du hast nicht gestohlen, weil man dir dein Fahrrad gestohlen hat. Du hast es aus Verzweiflung getan, aus Liebe... Aber man hat dich erwischt. Nun gehst du heim. Dein Junge hat dich stehlen sehen. Er will dir seine Hand nicht mehr geben. Wie schämst du dich. Da gehst du unter den gleichgültigen Menschen. Autos fahren. Geschieht ein Wunder? Ein Filmwunder? Nein. Solche Wunder geschehen in einem lebensnahen Filmkunstwerk nicht. Und doch geschieht ein Wunder! Denn wie du gehst, schiebt plötzlich dein kleiner Sohn Bruno seine Hand in deine. Ist das nicht ein Wunder? Das Wunder des Menschenherzens. Und da bricht ein Weinen aus dir, ein Weinen...

So endet ein Film, der stärkste Film, den wir in diesem Jahr gesehen haben. Er ist unpolitisch und hat keine Tendenz. Er ist wahrhaftig. Er ist kein bewußtes Mittel des Klassenkampfes wie die anderen „harmlosen Unterhaltungsfilmchen“, die die nackte Wirklichkeit verhüllen und die Illusion an die Stelle setzen. Weil der Film „Fahrrad-

diebe“ das wirkliche Leben spiegelt, wird er mithelfen, eine Gesellschaftsform zu ändern, die zum Sturze reif ist.

Nicht mehr Sklaven

Die Filmproduzenten wollen uns aber nach wie vor einreden, die Masse verlange nach Kitsch und Illusion, nach „Sensation in San Remo“. Hoch die Röck(e)! „Fahrraddiebe“ lief in Neuyork ein Jahr lang. Ist das nicht Beweis genug?

Die Kitschproduzenten müssen auf ihren Filmen sitzenbleiben. Wir, die Verbraucher des Films, haben sie in der Hand. Die Filmindustrie arbeitet nach dem Diktat des Verbrauchers. Und wir wollen keine schlechte Ware. Also Generalaufklärung! Wenn das Publikum gute Filme will, muß die Filmindustrie danach arbeiten. Die Filmindustrie will noch nicht? Sie wird wollen müssen! Der Thron der Filmproduzenten wackelt. Er wird einstürzen, wenn wir nur wollen. Wir werden nicht mehr Sklaven, sondern Herren der Filmproduktion sein!



Ein Riesenerfolg ist der amerikanische Film „Mit diesen Händen“. Er handelt vom Kampf der Gewerkschaften und ist ein Beweis dafür, daß Filme, die das wirkliche Leben spiegeln, erfolgreich sein können. Wenn die Masse gute Filme verlangt, wird sich die Filmindustrie danach richten müssen und gute Filme produzieren. Es liegt also auch an uns. Boykottiert den schlechten Film!

Der Minister sagt ... die Jugend auch „NEIN“

In den letzten Wochen wird immer wieder die Frage des Arbeitsdienstes angeschnitten. Dieses Problem wird aufgeworfen erstens von den früheren Führern des Reichsarbeitsdienstes, die sich ihre einst bequeme Dienststellung zurückwünschen, zweitens fordern einige rechtsradikale Verbände und Parteien einen Arbeitsdienst, weil sie sich davon eine größere Einflußnahme auf die Jugend versprechen. Als dritte Gruppe treten bedauerlicherweise einige Politiker auf, die sonst ernst genommen werden wollen, mit ihrem Eintreten für einen Arbeitsdienst aber beweisen, auf welcher bequemen Art sie sich eines ernsthaften sozialen Problems entledigen wollen.

Gewiß ist die große Jugendarbeitslosigkeit ein politisches, soziales und wirtschaftliches Problem, das so schnell wie möglich gelöst werden muß. Es kann nicht gelöst werden durch Massenkasernierung und der damit verbundenen zweifelhaften Arbeitsobjekte. Es kann nicht gelöst werden durch Dienst in Reih und Glied und der damit verbundenen geistigen Einheitsausrichtung. Kein Dienst ist in der Lage, den Jugendlichen das Berufswissen zu vermitteln, das zu einer Existenzsicherung notwendig ist. Wenn überall darüber geklagt wird, daß es unserem Facharbeiternachwuchs an Wissen und Durchbildung mangelt, so ist dies das beste Argument gegen jede Art von Arbeitsdienst.

Was unsere Jugend braucht, sind Lehrstellen und vernünftige Arbeitsplätze. Hier bedarf es einer eingehenden Planung. Der Bundesjugendausschuß des Deutschen Gewerkschaftsbundes hatte im April dieses Jahres folgende Maßnahmen zur Beseitigung der Jugendarbeitslosigkeit vorgeschlagen und gefordert:

Aufbau und Durchführung eines der wirtschaftlichen Entwicklung angepaßten Berufsnachwuchsplanes unter Berücksichtigung der besonderen Notlage der weiblichen Jugend. Wir wollen also keine wahllose Schaffung von Ausbildungsstellen. Denn nach der Beendigung der Berufsausbildung soll die Weiterbeschäftigung im erlernten Beruf gesichert sein.

Bereitstellung ausreichender Investitionsmittel gemäß den Forderungen des DGB zur Wirtschaftspolitik vom 12. April 1951 für

die Beseitigung der Berufsnot der Jugend. Der arbeitsrechtliche Schutz und die gesellschaftlichen Rechte der Jugend dürfen nicht als Vorwand benutzt werden, um Ausbildungs- und Weiterbeschäftigungsmöglichkeiten einzuengen. Die Bedeutung der Ausbildungskosten wird von denjenigen Unternehmungen übertrieben, die nur infolge unzulänglicher Rationalisierung ihrer Produktion mit erhöhten Ausbildungskosten rechnen müssen.

Soweit Mittel der Wirtschaft, durch die öffentliche Hand für berufsfördernde Maßnahmen bereitgestellt werden, sollen sie unter keinen Umständen als Subventionen an die Wirtschaft wirksam werden. Vielmehr dürfen sie lediglich ihrem eigentlichen Zweck nutzbar gemacht werden.

Es sind schnellstens Vorkehrungen zu treffen, die eine gründliche theoretische und praktische Berufsvorbereitung sowie eine zeitnahe gesellschaftspolitische Bildung der Vierzehn- bis Sechzehnjährigen ermöglichen. Mittel des Bundes, der Länder und Gemeinden, die für berufsfördernde Maßnahmen zweckbestimmt sind, müssen in erster Linie unter besonderer Förderung des Berufs- und Fachschulwesens eingesetzt werden.

Die Jugend hat hier also schon eine bestimmte Vorarbeit geleistet, und die weisen Fürsprecher des Arbeitsdienstes in den Abgeordnetenhäusern und Ministerien müssen sich schon die Mühe machen, diese Vorschläge und Forderungen zu durchdenken. Das ist natürlich bedeutend anstrengender, als sich hinzustellen und für einen Arbeitsdienst zu sprechen.

Die deutsche Jugend ist erfreut und dem Bundesarbeitsminister Anton Storch dankbar, daß er auf der großen Kundgebung unserer jungen Eisenbahnerkollegen im Plenarsaal des Bundestages in Bonn am 19. November ein klares, eindeutiges Nein zur Einführung eines Arbeitsdienstes ausgesprochen hat. Damit hat der Bundesarbeitsminister seine frühere Stellungnahme nochmals bekräftigt und unterstrichen.

Gegen die Jugend wird so oft der Vorwurf erhoben, sie nähme zu wenig Anteil an den Problemen der Zeit. Ihre fast einmütige Stellungnahme gegen den Arbeitsdienst zeigt etwas ganz anderes. Zeigt vor allem, daß große Teile der deutschen Jugend mehr



aus der Vergangenheit gelernt haben als viele Politiker. Und eine dieser Lehren ist die radikale Ablehnung eines Arbeitsdienstes, vor allem darum, weil sie Arbeitsdienst am eigenen Leibe erfahren haben und sie wissen, wie im Dienst aus Persönlichkeiten Nullen gedrillt werden und sie später im Beruf nicht mehr mitkommen.

Wie ist die Lage? Über die Absichten und Motive, warum die ehemaligen Führer des RAD und rechtsradikale Organisationen einen Arbeitsdienst fordern, besteht kein Zweifel. Die Jugend hat diese Front klar erkannt, und mit ihr braucht man nicht zu diskutieren. Das klare eindeutige Nein der deutschen Jugend kann niemals von diesen beiden Gruppen überwunden werden. Doch überaus gefährlich bleibt die dritte Gruppe der Männer und Politiker, die aus Bequemlichkeit, Denkfaulheit, aus mangelndem Mut, aus Liebe zu Zucht und Ordnung für einen Arbeitsdienst eintreten. Die Jugend darf nicht zulassen, daß diese Politiker, die nicht in der Lage sind, Probleme an der Wurzel zu fassen, die im Alten verhaftet sind und glauben, soziale Probleme mit totalitären Methoden lösen zu können, weiteres Unheil anrichten.

Diese Männer müssen gestellt werden. Sie sollen Rede und Antwort stehen. Sie werden vor den Argumenten der Jugend nicht bestehen und ihre Stellungnahme nicht ändern können, die heißt:

Wir lehnen einen Arbeitsdienst, ob freiwillig oder unfreiwillig, grundsätzlich ab.

H. T.

JUGENDSCHUTZGESETZ UND SEINE ANWENDUNG

Aus allen Jugendkonferenzen und -veranstaltungen klingt immer wieder die Frage nach dem neuen Jugendschutzgesetz auf.

Das Jugendschutzgesetz vom 30. April 1939 verbietet in § 5 die Kinderarbeit vor Beendigung der Volksschulpflicht. Ausnahmen können vom Gewerbeaufsichtsamt bei Musikaufführungen, Theatervorstellungen und anderen Schaustellungen oder Darbietungen, wenn die Belange der Kunst oder Wissenschaft es erfordern, und bei Filmaufnahmen erteilt werden.

Vor kurzem mußte ich bei einem Rundgang auf dem Kirmesplatz feststellen, daß ein elfjähriges Mädchen in einer Schaubude auftrat, und zwar wurde der Mut des elfjährigen Mädchens, das sich Starkstrom durch den Körper jagen läßt, gepriesen.

Die Uhr zeigte bereits 21.30 Uhr, und keiner der vor der Schaubude stehenden Menschen

faßte den Mut, auf das unmögliche Verhalten des Besitzers hinzuweisen. Wahrscheinlich kannte niemand das Jugendschutzgesetz, diejenigen, die es kannten, waren wahrscheinlich der Überzeugung, daß es sich bei dieser Schaustellung um die Belange der Kunst oder Wissenschaft handelte.

§ 7 regelt die tägliche Arbeitszeit der Jugendlichen und besagt, daß acht Stunden am Tag und 48 Stunden in der Woche nicht überschritten werden dürfen. Wer Augen hat zum Sehen und nach 18 Uhr durch die Geschäftsstraßen geht, muß die Feststellung treffen, daß von fast allen Geschäftsleuten das Jugendschutzgesetz übertreten wird.

In welchem kleineren Betrieb hängt das Jugendschutzgesetz aus?

Die Gewerkschaftsjugend, die die Belange der arbeitenden Jugend vertritt, hat die Pflicht, dafür Sorge zu tragen, daß die bestehenden Gesetze durchgeführt werden. Die Gewerbeaufsichtsämter müssen immer wieder auf die Übertretung der Gesetze hingewiesen werden.

M. Plemppe



RICHARD SEIDEL



der bekannte Gewerkschaftspublizist, der Mann der klaren Formulierungen und der scharfen Kennzeichnungen, starb nach längerer Krankheit. Mit ihm verlieren die deutschen Gewerkschaften einen der besten Verfechter ihrer Ideen. Seine zuletzt erschienenen Bücher „Die deutschen Gewerkschaften, Geschichte, Aufgaben und Leistungen“ und „Die deutschen Gewerkschaften, ihr Wesen, Weg und Ziel“ sind von größter Bedeutung für die Jugend.

KURZ BERICHTET:

Das Fliegen wurde vor kurzem als Unterrichtsfach in den Schulplan einer amerikanischen Bezirksschule eingeführt (in Deutschland will man das Waffentragen als ordentliches Lehrfach einführen. Siehe Seite 13). Das neuartige Schulprogramm sieht für alle Schulen der Stadt und des Kreises Diego regelmäßige Flüge vor. Dieses Programm wurde geschaffen, um in den Kindern durch praktische Erfahrung Verständnis für das moderne Zeitalter der Technik zu wecken und zu vertiefen. Jeder Schulklasse wird dabei Gelegenheit gegeben, an einem längeren Flug teilzunehmen, der die Grenzen einer üblichen Schulexkursion weit überschreitet.

Die Dritte Christliche Weltjugendkonferenz wird im Jahre 1952 in Travancore in Indien veranstaltet. Es wird die erste christliche Weltjugendkonferenz sein, die in Asien stattfindet. Man rechnet mit der Teilnahme von etwa 300 Jugendleitern und Jugendleiterinnen aus allen Staaten.

„Fechtwaffen von einwandfreier Qualität.“ Mit der Bitte um Bekanntheit an alle studentischen Verbindungen wandte sich vor kurzem eine Solinger Stahlwarenfabrik an den ASTA der Bonner Universität und wollte Klingen und Fechtwaffen anbieten. Der ASTA der Universität Marburg will jetzt gegen die Solinger Firma vorgehen, die mit ihrer Werbetätigkeit für Fechtwaffen verschiedene Gesetze überschritten hat.

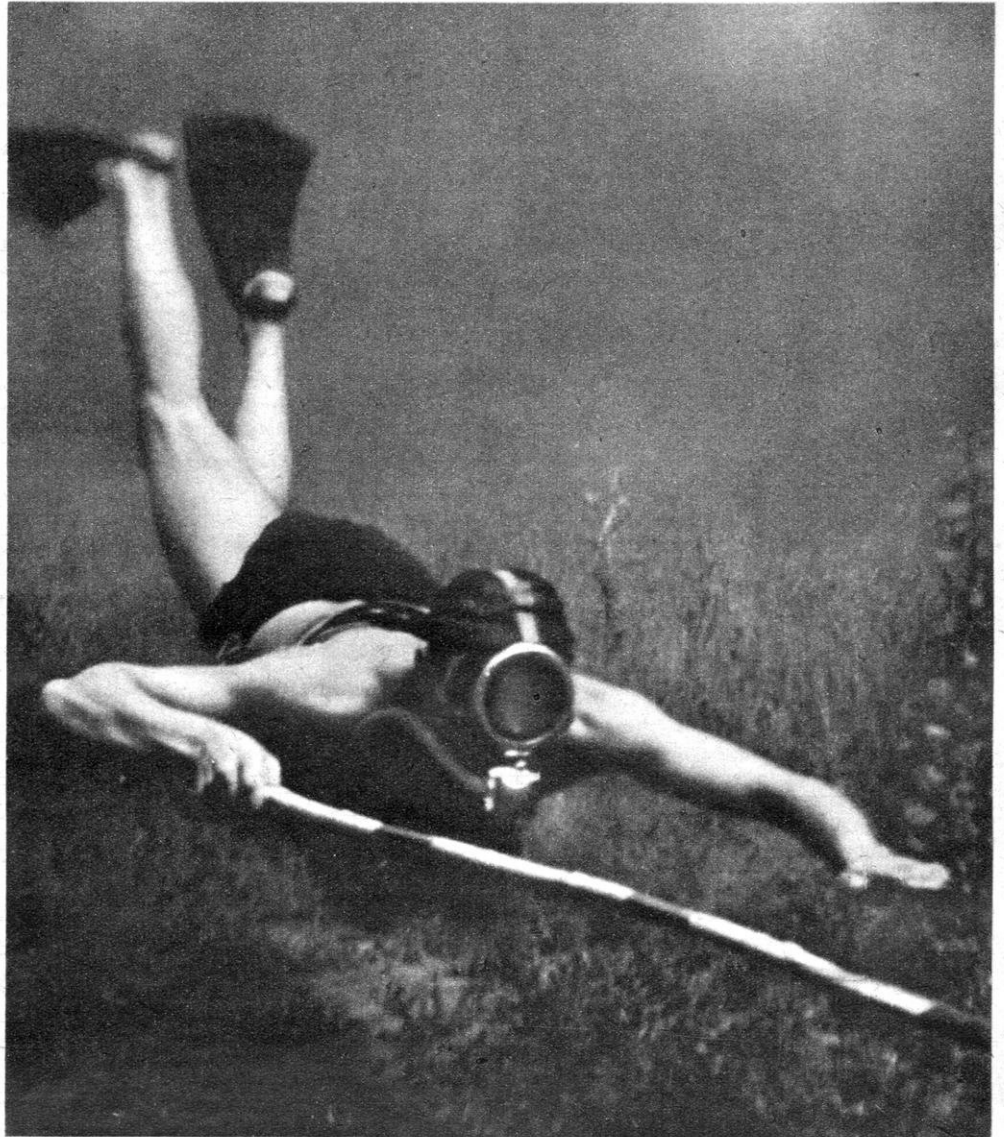
30 Unfälle von Kindern und Jugendlichen beim Schrottsammeln sind nach amtlichen Auskünften in der Zeit vom 1. 8. 1951 bis 31. 10. 1951 im Lande Niedersachsen bekannt geworden. 11 dieser Unfälle sind tödlich verlaufen.

3000 Funktionäre der westdeutschen FDJ sollen seit den Weltjugendfestspielen in Berlin in die Sowjetzone gebracht und dort in Propaganda und Waffenlehre ausgebildet worden sein. Die FDJ-Angehörigen der Bundesrepublik sind nach den kommunistischen Weltjugendfestspielen mit vielen geheimen Sabotageaufträgen beauftragt worden, teilte ein FDJler auf dem gegenwärtig in Kassel stattfindenden FDJ-Sabotageprozeß mit. Der FDJler tritt als Kronzeuge in dem Prozeß auf.

**Als Doppelnummer
erscheint die nächste
Ausgabe des „Aufwärts“
mit 32 Seiten zum Preise
von 30 Pfennig**

LESER MACHEN REPORTAGE

AUFWARTS veröffentlicht auf dieser Seite ein Foto, das uns eine Jugendgruppe der Münchener Eisenbahnergewerkschaft geschickt hat. In den nächsten Heften wollen wir Bildberichte unserer Leser bringen. Jede Gruppe kann sich beteiligen. Die besten Einsendungen werden hier unter der Überschrift LESER MACHEN REPORTAGEN veröffentlicht.



Porträts unter Wasser

Kamera- und Harpunenjagd auf den Hai.
Hans Hass hat gelehrige Schüler gefunden.

Das war im Sommer. Der Unterwassersport fing damit an, daß Rolf mit seinem Fahrrad in einen Bach fiel und versank. Als er auftauchte, beschlossen wir, Unterwasserjäger zu werden. Im Überschwemmungsland der Isar fanden wir ein herrliches Altwasser. Dahin zog es uns im Sommer. Unvergeßlich sind diese Stunden. Rolf schärfte die Harpunenspitze, und ich untersuchte noch einmal meine wasserdichte Kamera. Wir wollten Jagd auf den Hai machen. Herbert, der sich irgendwo unter Wasser herumtrieb, um die Belichtungszeit zu messen, tauchte plötzlich auf und meldete einen Hai. Der Räuber hatte sich zwischen Wurzeln versteckt; vorsichtig schwebte ich heran und machte schnell eine Porträtaufnahme. Er schien sich nicht

gern fotografieren zu lassen, denn er zog sich tiefer in sein Versteck zurück. Ich gab Herbert durch Zeichen zu verstehen, er solle ihn heraustreiben. Aber — was war das? Ich hatte das Tier wahrscheinlich durch meine Gebärde erschreckt, es schoß gerade auf Herberts Harpunenschaft zu, erstarrte in der Bewegung und glotzte ihn an. Bevor wir einen Entschluß fassen konnten, entschwand es. Frierend tauchten wir wieder nach oben. Da meldete sich Rolf, wir verstanden so etwas wie „riesiges Vieh“, und er verschwand so ähnlich in den Fluten wie damals mit seinem Fahrrad. Wir hinterher! Rolf visierte seine Harpune, das Wasser trübte sich, und dann konnten wir unseren ersten Hecht an Land ziehen. Wir nannten ihn Hai.

Text und Foto: Grüner Kurt



MENSCHENJAGD

Er stand an der Reling, die Ellbogen aufgestützt, und blickte in die bräunlichen Wogen des Stroms. Im Wasser spiegelte sich die schwindende Helle des Spätnachmittags. Unaufhörlich stampfend durchschnitt das Schiff unbarmherzig den Strom. Das aufgewühlte Wasser sandte zum Protest hin und wieder einen schäumenden Spritzer aufs Vordeck hinauf.

Riesige Wolken ballten sich über dem Schiff zusammen. Sie waren fast alle weiß. Hellweiß, dunkelweiß, gelblichweiß. Das Weiß war jedoch von unangenehmer Tönung; es verkündete Sturm.

Voraus, auf der linken Seite, verschmolzen Strom und Himmel zu einem einzigen grauen Gewebe. Es sah aus wie eine riesige stofflose Tür, wie ein Wald aus transparentem Laubwerk. Jetzt kam es näher und verhüllte das paraguayische Ufer. Das Schiff gierte stark nach dieser Seite, näherte sich dem Luftgebilde, und plötzlich entlud sich ein heftiger Platzregen. Dicke Tropfen klatschten laut gegen die Sonnensegel. Im Nu war das Oberdeck vom Wasser überflutet. Die Matrosen eilten herbei, um die Sonnensegel einzuziehen, und nun ergoß sich der Regen ungehemmt über ihre muskulösen Körper. Das paraguayische Ufer dort drüben verschwand immer mehr hinter dem nassen Vorhang. Ramon war es kalt; er hüllte sich in seinen Poncho ein. Und in diesem Augenblick näherte sich ihm Peralta. Der Matrose war sehr aufgeregt.

„Man hat dich gesehen“, sagte er mit erstickter Stimme. „Du bist verloren, Bruder. Man hat dich gesehen!“

„Wer?“

„Da oben die. Allica ist an Bord. Er hat dich wiedererkannt, als du vorüberkamst. Jetzt will er dich jagen...“

„Mich jagen? Dazu gehören zwei...“

„Geh 'runter und warte auf mich, geh!“

Unten spielten einige Mensús wieder, andere führten eine träge Unterhaltung, wobei sie ihre Worte gedehnt aussprachen; wieder andere lagen in den Ecken und schliefen trotz des Lärms der Maschinen, der Ketten und des Regens. Uble Gerüche erfüllten das Zwischendeck.

Peralta kam bald und brachte neue Nachrichten mit. Allica hatte der Mannschaft eine Menge Geld versprochen. Fünfhundert Pesos dem Kapitän, ebensoviel dem Bordkommissar, hundert jedem einzelnen Matrosen. Die einzige Bedingung war, daß sie Ramon nicht entwispen ließen.

„Lebend kriegen sie mich nicht“, sagte Ramon. Er mußte an das aufgewühlte Wasser des Paraná denken.

„Aber lebend will er dich gerade. Er befahl, wir sollten alle auf dich aufpassen, damit du dir nichts antust...“

Die Mensús hörten erregt zu. Jetzt wußten sie, daß Ramon Moreyra, einer jener Verwegenen, die Santa Cruz und seine Capos in Puerto Allica niedergestreckt hatten, mit ihnen reiste. Sie betrachteten ihn teils bewundernd, teils erschrocken.

„Er will dich in Ketten legen, sobald wir im brasilianischen Gewässer sind, hat er gesagt. Solange wir noch auf argentinischer Seite sind, nimmt er sich in acht“, schloß Peralta.

„Lebend, er will ihn lebend“, wiederholte einer der Spieler mit einem mitleidigen Blick auf Ramon. „Was er wohl mit dir vorhat, frage ich.“

„Er will ihn zum Aufseher machen. Begreifst du das nicht?“

Sie lachten laut, aber ihr Lachen war unecht. Sie blickten verstohlen zu Ramon hinüber, als suchten sie an seinem Körper das Stück Haut, das von den wilden Peitschenhieben, die ihm bestimmt waren, zerrissen werden würde. Sie sahen ihn, dieses Opfer künftiger Grausamkeit und Brutalität, bereits leblos den aufgewühlten Strom hinuntertreiben, kalt und ruhig, eine Beute der Fische und der Tiere des Waldes, das Symbol der Unternehmerrmacht, das abschreckende Beispiel für alle Aufsässigen in Alto Paraná. Aber Ramon hatte den Willen zu leben; die mitleidigen Blicke der anderen waren ihm lästig.

„Ist denn nichts zu machen?“ fragte er den Gewerkschafter. Seine Augen sprachen die Frage dringender aus als seine Worte.

„Wir könnten ihnen einen Streich spielen. Kannst du schwimmen?“

Ramon nickte mehrmals mit dem Kopf.

„Um so besser“, sagte Peralta. „Das Dumme ist nur, daß die Leute begeistert sind über den ausgesetzten Preis. Ich weiß nicht... Na, wir werden sehen...“

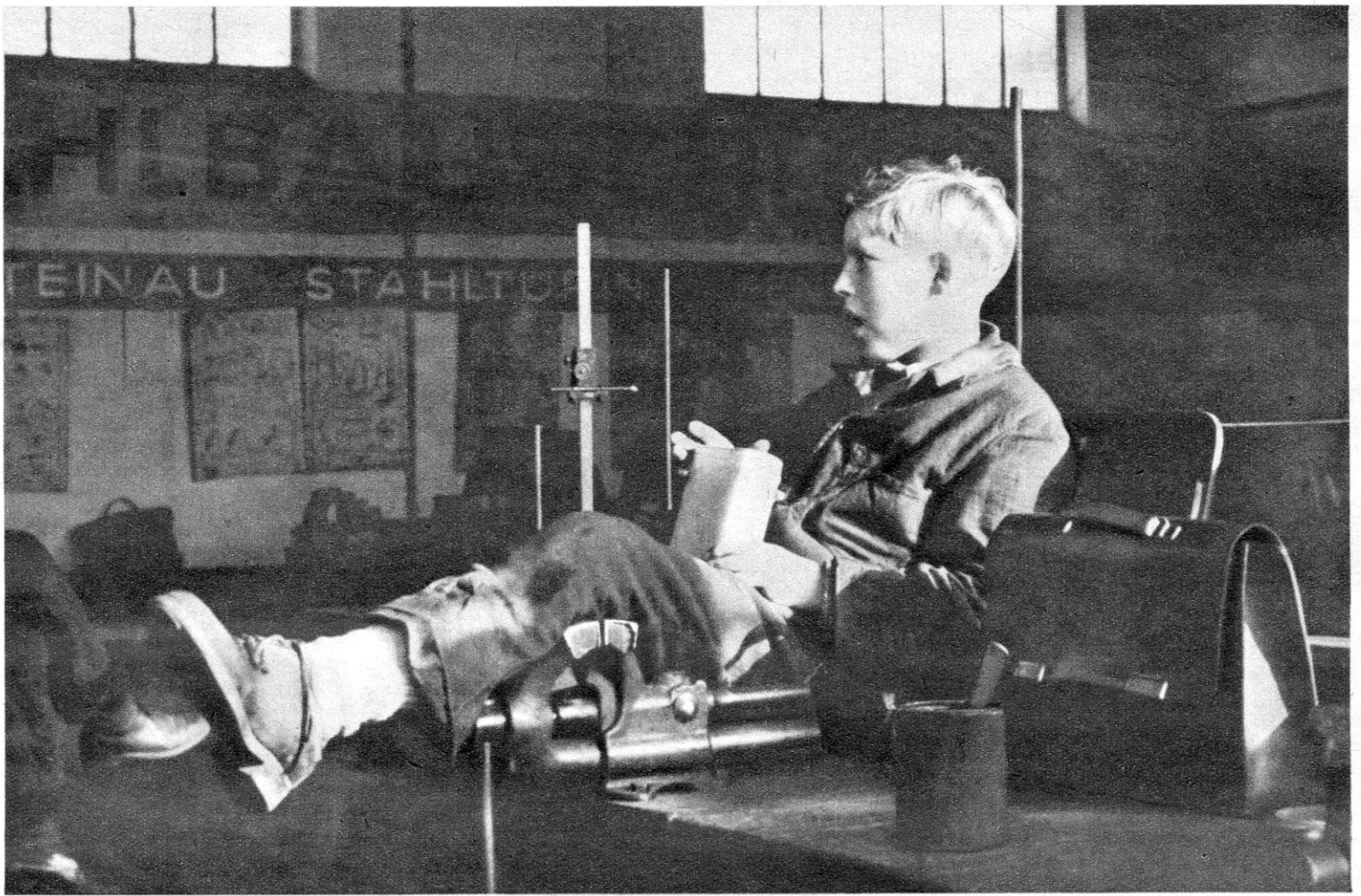
Als er gegangen war, streckten sich die Arbeiter unter ihren Decken aus. Irgendwie hatten sie den Wunsch, noch ihre Solidarität auszudrücken. Aber sie wußten nicht recht, wie sie es machen sollten, und die Worte erstarben ihnen auf den Lippen. So nahmen sie ihre Zuflucht zu den üblichen Gesten. Einer bot Ramon Zigaretten an. Mehrere luden ihn zum Trinken ein. Er trank nicht? Wieso denn nicht? Damit konnte sich doch ein zu Qualen und anschließendem Tod verurteilter Mensch trösten... oder sich wenigstens ein wenig Mut machen. Aber Mut hatte Ramon genug, und er hatte den Willen zu leben. Als einer der ersten schlief er ein; sie wunderten sich über sein lautes Schnarchen. Er wollte leben. Der Regen schlug heftig aufs Deck, auf die mit Stricken festgebundenen Fässer, gegen den Schornstein. Nicht gerade anmutig, aber vorsichtig und sicher folgte das Schiff seiner Route, teilte das Wasser unten und schützte sich, so gut es ging, gegen das Wasser von oben. Im Zwischendeck, wo die Mensús in wirrem Haufen zwischen Konservenkisten,

Reis- und Zuckersäcken von ihrer Angst und ihrem Elend ausruhten, erstarben allmählich alle Geräusche.

Es wehte ein anderer Wind auf dem Schiff. Zwar taten die Matrosen dieselben Arbeiten im gleichen ermüdenden Schlendrian; zwar wurde zu den gewohnten Stunden gegessen und geschlafen; zwar sah man, wie immer, den Steuermann oder Lotsen oben im Ruderhaus und hörte man aus dem Speisesaal der Ersten das Gelächter und das Geschrei der Spieler. Aber die Ruhe war endgültig dahin. Und sie würde erst wiederkehren, wenn die Reise beendet, wenn das Drama, an dem alle als Zuschauer, Henker und Opfer beteiligt waren, seine Lösung gefunden hatte. Niemand sprach von der Sache, aber jeder dachte an das Schicksal, das sich über jenem Mensú zusammenbraute, der manchmal auf dem schmalen Vordeck spazierenging, immer von Backbord nach Steuerbord, drei Schritte hin und drei Schritte zurück. Auf dem Schiff reiste der Tod mit. Aber der Tod ist alltäglich in Alto Paraná. Was ihn hier jedoch über seine Alltäglichkeit hinaushob, war diese Jagd auf den Menschen, auf das armselige gefangene Wesen, dem nur noch ein paar Stunden oder Tage nutzlosen Umsichschlagens verblieben waren. Ramon wußte genau, daß man ihm unausgesetzt nachspionierte, daß jeder seiner Schritte verfolgt, jede Gebärde bemerkt, jeder Blick überwacht wurde. Und gerade das war es, was ihm ein Gefühl von Stärke verlieh. Aus dem armseligen, von allen übersehenen und verachteten Mensú war eine wichtige Persönlichkeit geworden, und dieses Bewußtsein machte ihn stolz und fest. Es hatte zu regnen aufgehört. Aber es war neblig und trist. Wieder sank die Dämmerung auf das Schiff herab. Jemand befahl Ramon ins Zwischendeck zurückzugehen. Zu seiner Verwunderung klang die Stimme nicht so hart wie sonst. War es Respekt? Ärger? Er preßte die Lippen zusammen, und dabei spürte er, daß in ihm ein überschäumender Haß anwuchs und alle anderen Gefühle verdrängte. Es war ein mächtiger Haß, aber Ramon war entschlossen, sich von ihm nicht verzehren zu lassen. Er war ebenso gefährlich wie der Schnaps, den er zurückgewiesen hatte und in Zukunft immer zurückweisen würde. Er mußte den Kopf klar und die Hände griffbereit halten. Es handelte sich nicht nur darum, sein Leben zu retten. Zum wiederholten Male spürte er die Notwendigkeit, zu beweisen, daß auch ein armseliger Mensú seiner mächtigen Feinde zu spotten vermag.

Leseprobe aus: Alfredo Varela „Die Matepflücker“. Erschienen in der Büchergilde Gutenberg.

In seinem Roman schildert Varela die Flucht eines Matepflückers. Wir sehen in den dunklen Wassern des Urwaldstroms einen einsamen Menschen auf einem selbstgeertigten Floß dahintreiben. Wir sehen seine verzweifelten Anstrengungen, folgen seinen Höllenträumen, erleben mit ihm noch einmal die ganze Tragödie seines Urwaldabenteuers. Aber Varela läßt uns auch ins Herz dieses einsam dahintreibenden Menschen blicken, und in diesem Herzen ist Hoffnung. Nicht nur die Hoffnung, das eigene Leben zu retten, sondern auch die viel größere Hoffnung, die an den Sieg der Menschenwürde glaubt.

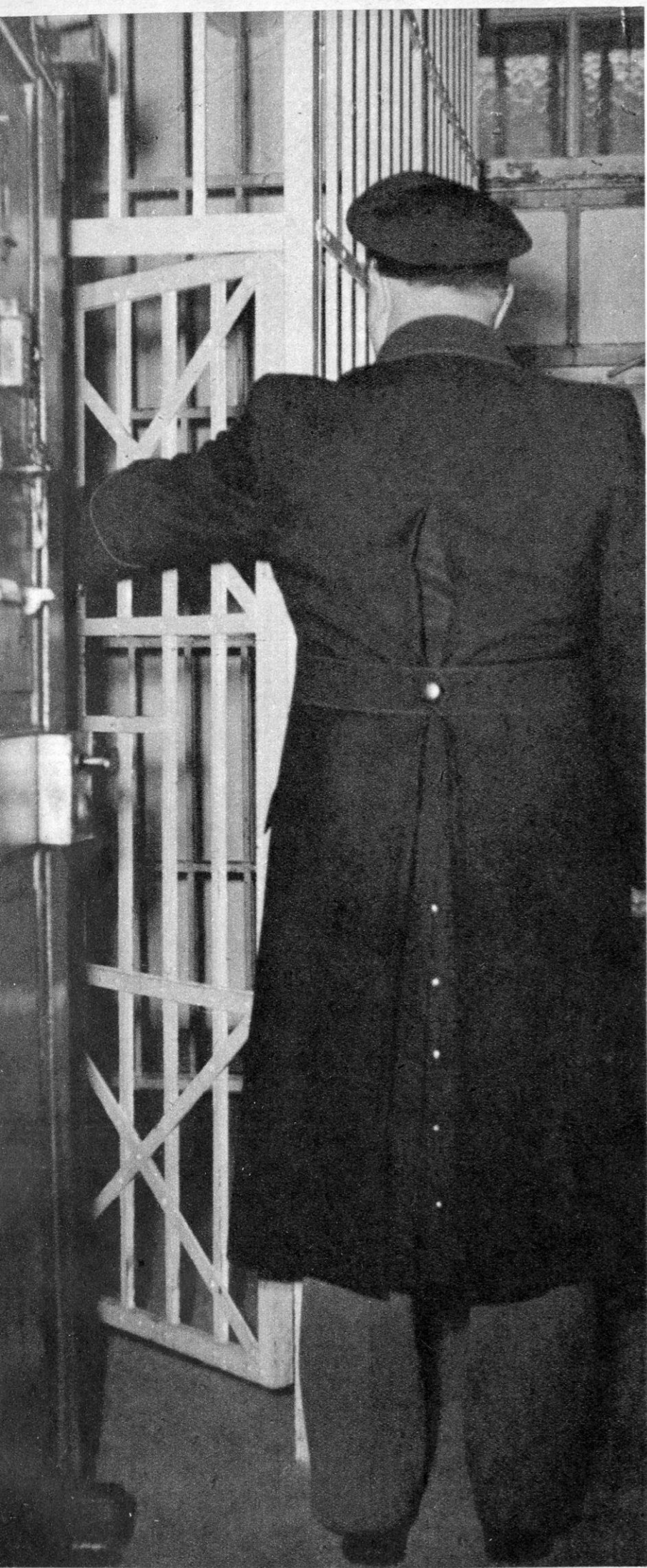


Fotos: Siebers (1), Archiv (1)

Lachen ersetzt ein Ei . . . !

Psychologen und Mediziner versuchen mit mehr oder weniger Erfolg den nervösen Erkrankungen unserer Zeit Herr zu werden. Sie tun ihr Bestes, aber die Ursachen liegen außerhalb ihres Bereiches. Sie beginnen bei der humor- und talentlosen Arbeit von Parlamenten und Staatsoberhäuptern und enden nicht bei Paul, der zwischen zwei Arbeiten schnell sein Butterbrot auf der Drehbank hineinwürgt, noch beschäftigt mit dem Tadel oder dem neuen Auftrag des Meisters. Entspannen, nicht aufregen ist das Losungswort. Das aber kann man nur in einer Atmosphäre des Friedens und sozialer Sicherheit. Wer aus dem Blechnapf isst, dem vergeht die Freude am Leben und an der Arbeit. Was kümmern ihn Losungsworte wie „Steigerung der Produktion, Steigerung des Lebensstandards“. Hebt seinen Lebensstandard, und er wird mehr leisten.





ZURZEIT

ZELLE 299

OTTO SCHMITZ MUSS SITZEN

Die Zelle erzählt einen Roman Klingelmann, Paule und das Mädchen Betti

Otto Schmitz hatte es am dritten Tage heraus: Es war nichts mit dem Sitzen. Dabei hätte er ganz gern gegessen. Die vier Wände erzählten einen Roman, geschrieben von ...zig Insassen, es war ausreichend Lesestoff da. Unter dem Zellenfenster stand

Ein Jahr saß hier Fritz Klingelmann,
wer später kommt, der denke dran!!!
4. 8. 50 — 1. 8. 51

Das war also sein Vorgänger. Was wird das für ein Individuum gewesen sein, dachte Otto. Vor Fritz Klingelmann saß wie Paule in 299, einfach Paule, ohne Familienname. Der war kein Dichter, sondern ein Maler. Er hatte ein Mädchen über das Bett gemalt, ein Mädchen mit wenig an. Drüber stand „Betti“ und drunter „Auf ewig dein! Paule in liben Gedanken an Dir von 3. Mai bis 8. 50.“ Die meisten hatten Gedichte geschrieben, Also kratzte auch Otto mit dem Löffelstiel in den Kalk:

Die Betti ist ein dummes Schwein.

Weiter kam er nicht. Er fand keinen Reim. Er fand ihn auch am nächsten Tag nicht, denn es wurde nichts mit dem Sitzen. Morgens um 6 Uhr lärmten die Glocken auf dem Gang: Aufstehn! Waschen! Bettenbauen! Die Kalfakter schoben einen Topf Kaffee und zwei Scheiben Schwarzbrot in 299. Es waren Scheiben, dick wie eine Tischplatte, beschmiert mit der ewig gleichen Margarine und einem samstags wechselnden Aufstrich: mal Rübenkraut, mal Kuhonig, mal etwas, das keiner kannte und alle „Schmiere“ nannte

Neben Otto saß die Ziege Die Familienverhältnisse des Patriarchen

„Rausträten, los, rausträten!“ brüllten dann die Wachtmeister um 7 Uhr. „Rausträten! Soll ich euch Beine machen!“ Aber adritten Tag wußte Otto: das ist kein Grund zur Aufregung. Er kau seinen Karo und suchte weiter nach dem Reim auf „Schwein“. Als die Schritte des Wachtmeisters näherkamen, ging er zur Tür und als er ganz nahe war, verließ er eilig die Zelle, so lange eilig wie der Uniformierte in der Nähe war. Parterre standen die Kumpels angetreten. Es war nichts mit dem Sitzen und nichts mit den Dichten. Nur einer saß zu der Zeit in dem Riesenbau, Ottos Nachbar 298. Das war Ziege, alter Stammgast des Hauses und stur wie ein Panzer. Ziege war am Tag zuvor im Bett geblieben. Er ging nicht arbeiten, er habe Kopfschmerzen, hatte Ziege dem Wachtmeister erzählt. Der Wachtmeister sagte, er solle zum Arzt gehen. „Laß mich Ruhe“, knurrte Ziege. Der Wachtmeister redete gute Worte. Ziege rührte sich nicht. Der Wachtmeister tobte. Ziege drehte sich zur Wand. Die Kumpels unten hörten das Spektakel und grinsten. Ziege aber erschien nicht. Ziege war stur. Und als der Wachtmeister schimpfend abzog, brüllte Ziege „blöder Kommißkopp“ durch den Bau. Da haben sie ihn dann abgeführt. Das Ende vom Lied: In Tage Dicken bei Wasser, Brot und Bibel, tagsüber keine Sitzgelegenheit. Also las Ziege das Alte Testament im Stehen. Bald kam er die Familienverhältnisse der Patriarchen besser als die sein Freundsinnen. Er wartete auf die warme Suppe, die es alle 64 Tage geben sollte, und dachte: Wo kriege ich jetzt 'ne Kippe bei Parterre ging derweil alles seinen gewohnten Gang. Die Wachtmeister und Aufseher nahmen ihre Gruppen in Empfang: Die Schuhmacher, die Schneider, die Stricker, die Gärtner, die Kalfakter, die aus dem Mattenbetrieb und die aus dem Papierbetrieb, wie die Tütenkleberei sehr vornehm hieß. Dann wurde es still in dem großen Bau.

Zwischen Kippen und Fußmatten, aber Otto hat nichts zu rauchen

Jakob und der Rote sollten die Zellen säubern. Sie säuberten mit viel Liebe, besonders die Kopfkissen und die Bücher, denn da gab es immer was zu säubern. In 218 holte Jakob mit sicherem Griff zwei Kippen aus dem Kopfkissen, in 239 eine ganze Texas aus dem Alten Testament. Beim „Auszug der Kinder Israels“ lag ein Streichholz und beim „Tanz um das goldene Kalb“ die Reißfläch. „Man sollte öfters die Bibel lesen“, sagte Jakob. Dann fiel ihm ein, daß in 299 ein Neuer eingezogen war. Otto Schmitz, der Neue, saß derweil im Keller und focht die Fußmatten, auf denen sich später andere Leute die Füße abputzen sollten. Otto

◀ Da haben sie ihn dann abgeführt. Das Ende vom Lied: In Tage Dicken bei Wasser, Brot und Bibel, tagsüber keine Sitzgelegenheit.

... schoben Kaffee und zwei Scheiben Schwarzbrot in 299; Scheiben, dick wie eine Tischplatte, beschmiert mit der ewig gleichen Margarine. ▶

Schmitz fluchte. Es war eine sture Beschäftigung, immer der gleiche Griff, immer dasselbe. „Ist nur vorübergehend“, hatte er zu den anderen gesagt und was von Schreinerlehre erzählt. „Hast du Pech“, sagte der Dicke neben ihm. „Dem Alten ist gerade der Schreinermeister weggelaufen. Und einen neuen kriegt er so schnell nicht wieder. Die verdienen hier nicht die Fliege in der Suppe.“ Und damit hatte der Dicke wirklich recht.

Der Süßstoff zischte Nichts mit der klassenlosen Gesellschaft

Otto hielt nicht viel von den neuen Kumpels. Sie waren nicht nach seinem Geschmack. Der Dicke klappte Kippen, wo er sie nur fand, und ließ auch schon mal Brot mitgehen. Der Schröder hatte ein Mädchen kaltgemacht, der Giesecke einen alten Mann halbtot geschlagen, der Wiedemann seine Braut beklaut. Und die anderen waren alles kleine Klaubrüder. Bei den Tütenklebern saßen aber welche, die er im geheimen bewunderte. Da waren Autospringer, die hatten was erlebt. Da war ein Taschendieb mit 196 Nachgewiesenen. Da war ein Schmuggler, der hatte einmal einen Panzer über die Grenze gefahren. Da war der Boß von einem Schwarzmarktring. Damals sechzehn Jahre alt. Er hatte mit Süßstoff gehandelt, Großhändler und Händler beschäftigt und 1948 in zwei Monaten 120 000 RM (in Worten: Einhundertzwanzigtausend) verdient. „Das Zeug süßt nicht“, sagten damals die Hausfrauen. Aber dafür zischte es, weil es Natron war. Den hatte der Sechzehnjährige sackweise bezogen und in kleine Tüten abgefüllt, von denen dann jede fast so teuer war, wie der ganze Sack. Die großen und die kleinen Verbrecher hielten nichts voneinander. Der Rote hatte am zweiten Tag zu Otto gesagt: „Im Knast gibt es keine klassenlose Gesellschaft.“

Mög' uns stets den Schlaf versüßen Auf dem Bauch liegen und grinsen

Um 17 Uhr war Freizeit. „Piano, piano“, rief Oberlehrer Meyerling, und sofort war es so still, daß man die Fliegen summen hörte. Herr Meyerling rief verzweifelt: „Etwas lauter!“ Und sofort dröhnte es, daß die Scheiben klirrten:

Ja, ein ruhiges Gewissen
mög' uns stets den Schlaf versüßen,
bis der Morgenruf erschallt
und das Horn vom Berge hallt.

„Also“, sagte Herr Meyerling, „das Lied klappt immer noch nicht. In vierzehn Tagen hat der Direktor Namenstag, und wir können nur noch viermal üben. Geht euch mal Mühe.“ In der letzten Reihe summten zwei: „Mama sagt, du darfst nicht küssen ...“ Herr Meyerling gab den Ton an: „Laaaaa.“ In diversen Tonarten summt es zurück: „Laaaaa.“

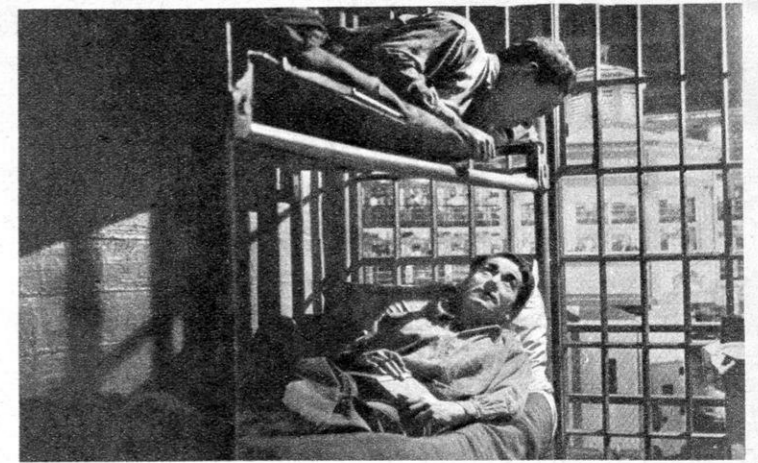
Um 17,30 Uhr war Freizeit. „Arme hebt — senkt — hebt — senkt“, keuchte Wachtmeister Bethke — war ein gutes Vorbild und schaute nach rechts, ob auch alle mitmachten. Links lagen sie auf dem Bauch und grinsten. Wachtmeister Bethke sah nach links. Da lagen rechts alle auf dem Bauch und grinsten. „Hebt — senkt — hebt — senkt“, keuchte Wachtmeister Bethke.

Um 18 Uhr war Freizeit. „Und so liegen die Dinge dieser Zeit“, sagte Kaplan Vollmann. „Es muß darum auch das echte Anliegen unserer Zeit sein, mitzutun, gemeinsam mit allen ...“ Bömmel schrie „Au!“, denn die Nas hatte ihn gepitscht.

Um 18,30 Uhr war Freizeit. „Toooooor!“ schrien zweiundzwanzig Jungen, und Wachtmeister Feger sah vom „Stadt-Anzeiger“ auf. 21:13 stand das Spiel Grün gegen Weiß. Otto spielte halbrechts. Beim Fußballspiel machte keiner Unsinn.

Das ist also das Jugendgefängnis in Dingskirchen

Fast alle Jugendgefängnisse gleichen sich. In Dingskirchen sollen ein Direktor, zwei Oberlehrer, zwei Meister und drei Fürsorger dreihundert Gefängnisinsassen erziehen, damit die letzteren „durch den Vollzug der Jugendgefängnisstrafe ... dazu erzogen werden, sich verantwortungsbewußt in die Volksgemeinschaft einzuordnen“. Laut Paragraph 64 des Reichsjugend-Gerichtsgesetzes vom 6. November 1943.



Ein Gefängnis in den USA. Eine Zellenwand besteht aus Gitter. Tag und Nacht sind die Augen der Wärter auf die Gefangenen gerichtet.

Natürlich sind auch Beamte da. Beamte, die lt. § 64, Abs. 3 RJGG, für die Erziehungsaufgaben geeignet sind. An Beamten fehlt es nicht, denn Beamte sind billig. Sie werden nach Gehaltsstufe IX bezahlt. Mit 28 Jahren, unverheiratet, ohne Kinder, bekommen sie 200 DM im Monat. Wer aber geht für 200 DM hinter Gitter und ärgert sich mit jungen Sträflingen herum? Ob es immer die geeigneten sind?

Otto Schmitz bekommt einen neuen Nachbar Ein Jahr später drehen sie ein Ding

Ferdinand Sinzig kam aus der Klettengasse. Sein Vater säuft, die Mutter maggelt, der große Bruder klagt und die kleine Schwester geht am Bahnhof spazieren. Die ganze Klettengasse säuft, maggelt, klagt und geht am Bahnhof spazieren. Und Ferdinand ist kein Außenseiter. Deshalb mußte er Matten flechten. Wie Otto.

Otto schätzte ihn, denn Ferdinand hatte immer Kippen. Ferdinand knüpfte Verbindungen mit dem Süßstoffheini. Er lernte es schnell, sich in die Volksgemeinschaft einzuordnen.

Nach 360 Tagen kam Ferdi wieder in die Klettengasse. Die alten Kumpels waren noch da bis auf ein paar, die gerade saßen. Abends gingen sie in den Pußtakeller. „Ein Jahr Knast muß gefeiert werden.“ Nach der achten Runde: „Ferdinand, sei kein Frosch, zeig denen mal, daß du nichts verlernt hast.“ Und Ferdinand ordnete sich wieder einmal ein in die Volksgemeinschaft.

Am anderen Morgen fehlten bei Jansen & Co. in der Kaiser-Wilhelm-Straße acht Ballen Damast. Herr Jansen war sprachlos. Die Türen sind ganz, die Fenster sind ganz, alles ist ganz, auch das BKS-Schloß ist zweimal abgeschlossen. Ferdi hatte akkurat gearbeitet. Im Jugendgefängnis rechnet man damit, daß 60 v. H. rückfällig werden.

Das Jugendgefängnis hat darin Erfahrung. Wenn man zum Beispiel bedenkt, daß auch Otto Schmitz dabei war, als bei Jansen & Co. die Ballen durch den Lichtschacht geangelt wurden ...

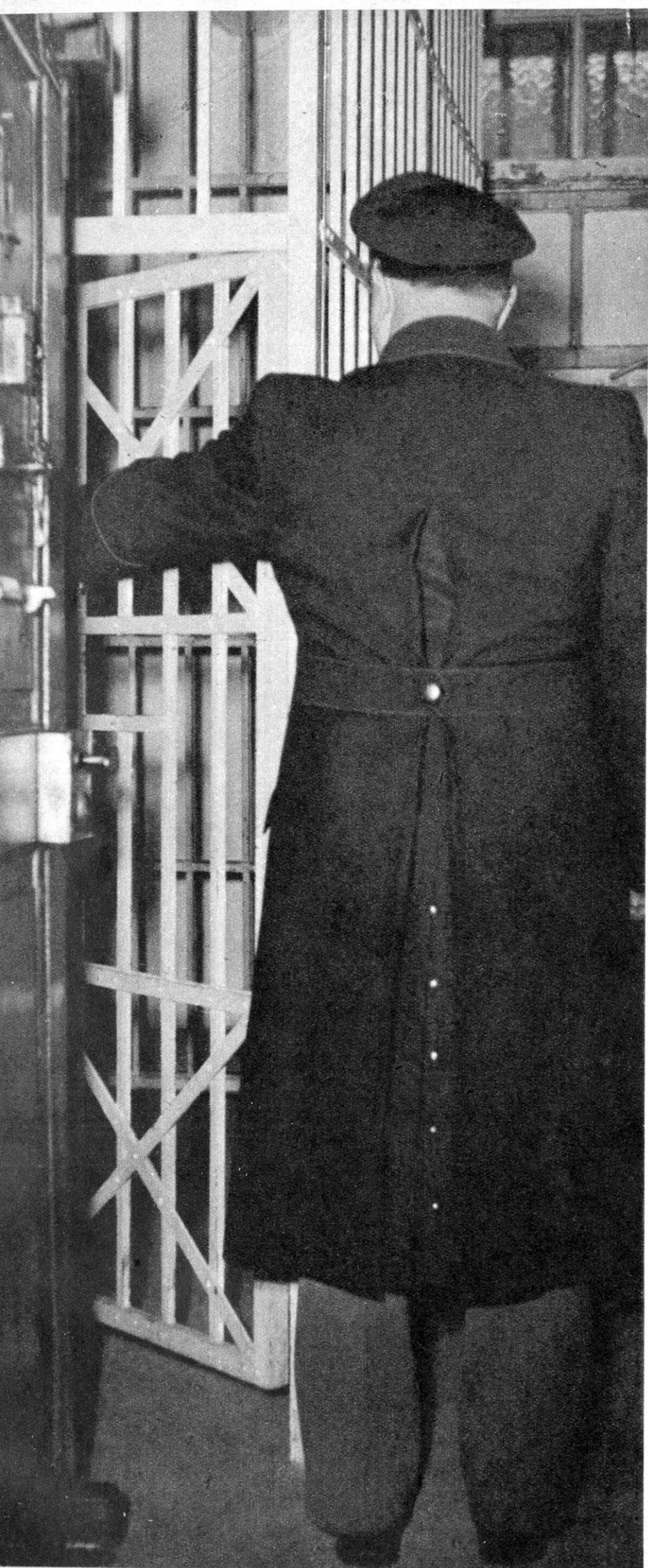
Nichts Halbes und nichts Ganzes Wir müssen es bezahlen

Natürlich haben Jugendgefängnisdirektoren schlaflose Nächte. Sie möchten dem Ubel abhelfen. Aber sie können nicht. Sie wissen, mit Mandolinengruppen, Morgenandachten und „Stoltenkamps Frauen“ aus der Gefängnisbibliothek kann man niemand bessern. Sie wissen, daß ein Erzieher nicht sechzig Jungen bessern kann, Jungen, von denen die meisten einen eigenen Erzieher brauchten. Sie wissen, daß kleine Verbrecher im Gefängnis von den großen etwas lernen. Sie wissen, daß keiner mit Tütenkleben, Strümpfstricken und Mattenflechten ein Verhältnis zu vernünftiger Arbeit bekommt. Sie wissen auch, daß man die Jungen nach ihrer Entlassung nicht wieder dorthin schicken kann, wo sie hergekommen sind; in die Klettengasse zum Beispiel.

Was nutzt das schon, wenn ein Mann vom Fürsorgeverein in die Klettengasse geht und Hausbesuche macht, die man Bewährungsaufsicht nennt. Nichts gegen den Mann vom Fürsorgeverein. Der hat fünfzig Fälle je Woche und macht für einen Hungerlohn von morgens bis zur halben Nacht Hausbesuche. Mehr tun kann er schließlich nicht.

Fortschrittliche Gefängnisdirektoren wußten schon, wie sie es machen würden. Aber sie haben vorgesetzte Behörden, die halten Fürsorge für vergebliche Liebesmüh oder haben kein Geld, denn Fürsorger, Erzieher und Handwerksmeister sind teurer als Beamte, die nach Tarifgruppe IX bezahlt werden.

Der Jugendstrafvollzug bleibt ein Zwitterding, eine Mischung zwischen Erwachsenengefängnis und Erziehungsheim. Nichts Halbes und nichts Ganzes. Die Leidtragenden sind alle: die Jugendlichen, die bei aller Schlechtigkeit manchmal doch ein besseres Leben suchen. Das Anstaltspersonal, das für ein paar Mark harte Arbeit leistet, aber selten einen Erfolg sieht. Wir, die wir den ganzen Kram mit unseren Steuergeldern bezahlen.



ZURZEIT

ZELLE 299

OTTO SCHMITZ MUSS SITZEN

Die Zelle erzählt einen Roman Klingelmann, Paule und das Mädchen Betti

Otto Schmitz hatte es am dritten Tage heraus: Es war nichts mit dem Sitzen. Dabei hätte er ganz gern gesessen. Die vier Wände erzählten einen Roman, geschrieben von ...zig Insassen. Es war ausreichend Lesestoff da. Unter dem Zellenfenster stand

Ein Jahr saß hier Fritz Klingelmann,
wer später kommt, der denke dran!!!
4. 8. 50 — 1. 8. 51

Das war also sein Vorgänger. Was wird das für ein Jodelvieh gewesen sein, dachte Otto. Vor Fritz Klingelmann saß wie Paule in 299, einfach Paule, ohne Familienname. Der war kein Dichter, sondern ein Maler. Er hatte ein Mädchen über das Betgemalt, ein Mädchen mit wenig an. Drüber stand „Betti“ und drunter „Auf ewig dein! Paule in liben Gedanken an Dir von 3. Mai bis 8. 50.“ Die meisten hatten Gedichte geschrieben. Also kratzte auch Otto mit dem Löffelstiel in den Kalk:

Die Betti ist ein dummes Schwein.

Weiter kam er nicht. Er fand keinen Reim. Er fand ihn auch am nächsten Tag nicht, denn es wurde nichts mit dem Sitzen. Morgens um 6 Uhr lärmten die Glocken auf dem Gang: Aufsteht! Waschen! Bettenbauen! Die Kalfakter schoben einen Topf Kaffee und zwei Scheiben Schwarzbrot in 299. Es waren Scheiben, dick wie eine Tischplatte, beschmiert mit der ewig gleichen Margarine und einem samstags wechselnden Aufstrich: mal Rübenkraut, mal Kuhnönig, mal etwas, das keiner kannte und alle „Schmiere“ nannte

Neben Otto saß die Ziege Die Familienverhältnisse des Patriarchen

„Raustreten, los, raustreten!“ brüllten dann die Wachtmeister um 7 Uhr. „Raustreten! Soll ich euch Beine machen!“ Aber am dritten Tag wußte Otto: das ist kein Grund zur Aufregung. Er kaufte seinen Karo und suchte weiter nach dem Reim auf „Schwein“. Als die Schritte des Wachtmeisters näherkamen, ging er zur Tür und als er ganz nahe war, verließ er eilig die Zelle, so lange eilig wie der Uniformierte in der Nähe war. Parterre standen die Kumpels angetreten. Es war nichts mit dem Sitzen und nichts mit dem Dichten. Nur einer saß zu der Zeit in dem Riesenbau, Ottos Nachbar in 298. Das war Ziege, alter Stammgast des Hauses und stur wie ein Panzer. Ziege war am Tag zuvor im Bett geblieben. Er ging nicht arbeiten, er habe Kopfschmerzen, hatte Ziege dem Wachtmeister erzählt. Der Wachtmeister sagte, er solle zum Arzt gehen. „Laß mich Ruhe“, knurrte Ziege. Der Wachtmeister redete gute Worte. Ziege rührte sich nicht. Der Wachtmeister tobte. Ziege drehte sich zur Wand. Die Kumpels unten hörten das Spektakel und grinsten. Ziege aber erschien nicht. Ziege war stur. Und als der Wachtmeister stampfend abzog, brüllte Ziege „blöder Kommißkopp“ durch den Bau. Da haben sie ihn dann abgeführt. Das Ende vom Lied: In Tage Dicken bei Wasser, Brot und Bibel, tagsüber keine Sitzgelegenheit. Also las Ziege das Alte Testament im Stehen. Bald kam er die Familienverhältnisse der Patriarchen besser als die seiner Freundinnen. Er wartete auf die warme Suppe, die es alle drei Tage geben sollte, und dachte: Wo kriege ich jetzt 'ne Kippe her? Parterre ging derweil alles seinen gewohnten Gang. Die Wachtmeister und Aufseher nahmen ihre Gruppen in Empfang: Die Schüler, die Schuhmacher, die Schneider, die Stricker, die Gärtner, die Kalfakter, die aus dem Mattenbetrieb und die aus dem Papierbetrieb, wie die Tütenkleberei sehr vornehm hieß. Dann wurde es still in dem großen Bau.

Zwischen Kippen und Fußmatten, aber Otto hat nichts zu rauchen

Jakob und der Rote sollten die Zellen säubern. Sie säuberten mit viel Liebe, besonders die Kopfkissen und die Bücher, denn da gab es immer was zu säubern. In 218 holte Jakob mit sich ein Griff zwei Kippen aus dem Kopfkissen, in 239 eine ganze Texas aus dem Alten Testament. Beim „Auszug der Kinder Israels“ lag ein Streichholz und beim „Tanz um das goldene Kalb“ die Reibfläche. „Man sollte öfters die Bibel lesen“, sagte Jakob. Dann fiel ihm ein, daß in 299 ein Neuer eingezogen war. Otto Schmitz, der Neue, saß derweil im Keller und flog die Fußmatten, auf denen sich später andere Leute die Füße abputzen sollten. Otto

Da haben sie ihn dann abgeführt. Das Ende vom Lied: In Tage Dicken bei Wasser, Brot und Bibel, tagsüber keine Sitzgelegenheit.

... schoben Kaffee und zwei Scheiben Schwarzbrot in 299; Scheiben, dick wie eine Tischplatte, beschmiert mit der ewig gleichen Margarine.

Schmitz fluchte. Es war eine sture Beschäftigung, immer der gleiche Griff, immer dasselbe. „Ist nur vorübergehend“, hatte er zu den anderen gesagt und was von Schreinerlehre erzählt. „Hast du Pech“, sagte der Dicke neben ihm. „Dem Alten ist gerade der Schreinermeister weggelaufen. Und einen neuen kriegt er so schnell nicht wieder. Die verdienen hier nicht die Fliege in der Suppe.“ Und damit hatte der Dicke wirklich recht.

Der Süßstoff zischte Nichts mit der klassenlosen Gesellschaft

Otto hielt nicht viel von den neuen Kumpels. Sie waren nicht nach seinem Geschmack. Der Dicke klaute Kippen, wo er sie nur fand, und ließ auch schon mal Brot mitgehen. Der Schröder hatte ein Mädchen kaltgemacht, der Giesecke einen alten Mann halbtot geschlagen, der Wiedemann seine Braut beklaut. Und die anderen waren alles kleine Klaubrüder. Bei den Tütenklebern saßen aber welche, die er im geheimen bewunderte. Da waren Autospringer, die hatten was erlebt. Da war ein Taschendieb mit 196 Nachgewiesenen. Da war ein Schmuggler, der hatte elfmal einen Panzer über die Grenze gefahren. Da war der Boß von einem Schwarzmarkting. Damals sechzehn Jahre alt. Er hatte mit Süßstoff gehandelt, Großhändler und Händler beschäftigt und 1948 in zwei Monaten 120 000 RM (in Worten: Einhundertzwanzigtausend) verdient. „Das Zeug süßt nicht“, sagten damals die Hausfrauen. Aber dafür zischte es, weil es Natron war. Den hatte der Sechzehnjährige sackweise bezogen und in kleine Tüten abgefüllt, von denen dann jede fast so teuer war, wie der ganze Sack. Die großen und die kleinen Verbrecher hielten nichts voneinander. Der Rote hatte am zweiten Tag zu Otto gesagt: „Im Knast gibt es keine klassenlose Gesellschaft.“

Mög' uns stets den Schlaf versüßen Auf dem Bauch liegen und grinzen

Um 17 Uhr war Freizeit. „Piano, piano“, rief Oberlehrer Meyerling, und sofort war es so still, daß man die Fliegen summten hörte. Herr Meyerling rief verzweifelt: „Etwas lauter!“ Und sofort dröhnte es, daß die Scheiben klirrten:

Ja, ein ruhiges Gewissen
mög' uns stets den Schlaf versüßen,
bis der Morgenruf erschallt
und das Horn vom Berge hallt.

„Also“, sagte Herr Meyerling, „das Lied klappt immer noch nicht. In vierzehn Tagen hat der Direktor Namenstag, und wir können nur noch viermal üben. Gebt euch mal Mühe.“ In der letzten Reihe summten zwei: „Mama sagt, du darfst nicht küssen ...“ Herr Meyerling gab den Ton an: „Laaaaa.“ In diversen Tonarten summte es zurück: „Laaaaa.“

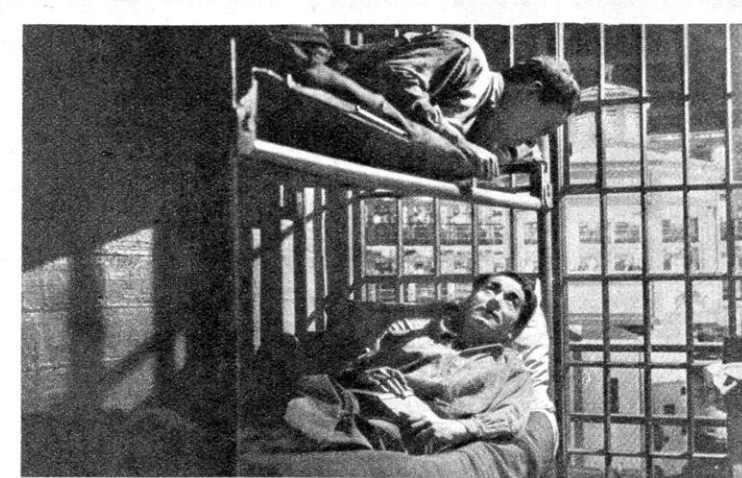
Um 17,30 Uhr war Freizeit. „Arme hebt — senkt — hebt — senkt“, keuchte Wachtmeister Bethke — war ein gutes Vorbild und schaute nach rechts, ob auch alle mitmachten. Links lagen sie auf dem Bauch und grinsten. Wachtmeister Bethke sah nach links. Da lagen rechts alle auf dem Bauch und grinsten. „Hebt — senkt — hebt — senkt“, keuchte Wachtmeister Bethke.

Um 18 Uhr war Freizeit. „Und so liegen die Dinge dieser Zeit“, sagte Kaplan Vollmann. „Es muß darum auch das echte Anliegen unserer Zeit sein, mitzutun, gemeinsam mit allen ...“ Bömmel schrie „Au!“, denn die Nas hatte ihn gepitscht.

Um 18,30 Uhr war Freizeit. „Tooooooor!“ schrien zweiundzwanzig Jungen, und Wachtmeister Feger sah vom „Stadt-Anzeiger“ auf. 21:13 stand das Spiel Grün gegen Weiß. Otto spielte halbrechts. Beim Fußballspiel machte keiner Unsinn.

Das ist also das Jugendgefängnis in Dingskirchen

Fast alle Jugendgefängnisse gleichen sich. In Dingskirchen sollen ein Direktor, zwei Oberlehrer, zwei Meister und drei Fürsorger dreihundert Gefängnisinsassen erziehen, damit die letzteren „durch den Vollzug der Jugendgefängnisstrafe ... dazu erzogen werden, sich verantwortungsbewußt in die Volksgemeinschaft einzuordnen“. Laut Paragraph 64 des Reichsjugend-Gerichtsgesetzes vom 6. November 1943.



Ein Gefängnis in den USA. Eine Zellenwand besteht aus Gitter. Tag und Nacht sind die Augen der Wärter auf die Gefangenen gerichtet.

Natürlich sind auch Beamte da. Beamte, die lt. § 64, Abs. 3 RJGG, für die Erziehungsaufgaben geeignet sind. An Beamten fehlt es nicht, denn Beamte sind billig. Sie werden nach Gehaltsstufe IX bezahlt. Mit 28 Jahren, unverheiratet, ohne Kinder, bekommen sie 200 DM im Monat. Wer aber geht für 200 DM hinter Gitter und ärgert sich mit jungen Sträflingen herum? Ob es immer die geeigneten sind?

Otto Schmitz bekommt einen neuen Nachbar Ein Jahr später drehen sie ein Ding

Ferdinand Sinzig kam aus der Klettengasse. Sein Vater säuft, die Mutter maggelt, der große Bruder klaut und die kleine Schwester geht am Bahnhof spazieren. Die ganze Klettengasse säuft, maggelt, klaut und geht am Bahnhof spazieren. Und Ferdinand ist kein Außenseiter. Deshalb mußte er Matten flechten. Wie Otto.

Otto schätzte ihn, denn Ferdinand hatte immer Kippen. Ferdinand knüpfte Verbindungen mit dem Süßstoffheini. Er lernte es schnell, sich in die Volksgemeinschaft einzuordnen.

Nach 360 Tagen kam Ferdi wieder in die Klettengasse. Die alten Kumpels waren noch da bis auf ein paar, die gerade saßen. Abends gingen sie in den Pußtakeller. „Ein Jahr Knast muß gefeiert werden.“ Nach der achten Runde: „Ferdinand, sei kein Frosch, zeig denen mal, daß du nichts verlernt hast.“ Und Ferdinand ordnete sich wieder einmal ein in die Volksgemeinschaft.

Am anderen Morgen fehlten bei Jansen & Co. in der Kaiser-Wilhelm-Straße acht Ballen Damast. Herr Jansen war sprachlos. Die Türen sind ganz, die Fenster sind ganz, alles ist ganz, auch das BKS-Schloß ist zweimal abgeschlossen. Ferdi hatte akkurat gearbeitet. Im Jugendgefängnis rechnet man damit, daß 60 v. H. rückfällig werden.

Das Jugendgefängnis hat darin Erfahrung. Wenn man zum Beispiel bedenkt, daß auch Otto Schmitz dabei war, als bei Jansen & Co. die Ballen durch den Lichtschacht geangelt wurden ...

Nichts Halbes und nichts Ganzes Wir müssen es bezahlen

Natürlich haben Jugendgefängnisdirektoren schlaflose Nächte. Sie möchten dem Ubel abhelfen. Aber sie können nicht. Sie wissen, mit Mandolinengruppen, Morgenandachten und „Stoltenkamps Frauen“ aus der Gefängnisbibliothek kann man niemand bessern. Sie wissen, daß ein Erzieher nicht sechzig Jungen bessern kann, Jungen, von denen die meisten einen eigenen Erzieher brauchten. Sie wissen, daß kleine Verbrecher im Gefängnis von den großen etwas lernen. Sie wissen, daß keiner mit Tütenkleben, Strümpflestricken und Mattenflechten ein vernünftiger Arbeit bekommt. Sie wissen auch, daß man die Jungen nach ihrer Entlassung nicht wieder dorthin schicken kann, wo sie hergekommen sind; in die Klettengasse zum Beispiel.

Was nutzt das schon, wenn ein Mann vom Fürsorgeverein in die Klettengasse geht und Hausbesuche macht, die man Bewährungsaufsicht nennt. Nichts gegen den Mann vom Fürsorgeverein. Der hat fünfzig Fälle je Woche und macht für einen Hungerlohn von morgens bis zur halben Nacht Hausbesuche. Mehr tun kann er schließlich nicht.

Fortschrittliche Gefängnisdirektoren wüßten schon, wie sie es machen würden. Aber sie haben vorgesetzte Behörden, die halten Fürsorge für vergebliche Liebesmüh oder haben kein Geld, denn Fürsorger, Erzieher und Handwerksmeister sind teurer als Beamte, die nach Tarifgruppe IX bezahlt werden.

Der Jugendstrafvollzug bleibt ein Zwitterding, eine Mischung zwischen Erwachsenengefängnis und Erziehungsheim. Nichts Halbes und nichts Ganzes. Die Leidtragenden sind alle: die Jugendlichen, die bei aller Schlechtigkeit manchmal doch ein besseres Leben suchen. Das Anstaltspersonal, das für ein paar Mark harte Arbeit leistet, aber selten einen Erfolg sieht. Wir, die wir den ganzen Kram mit unseren Steuergeldern bezahlen.



Foto: Siebers

Lehrlingsvergütung mangelhaft

Kollege Hans Trawinski, Jugendsekretär des Ortsausschusses Köln, macht Vorschläge zur Neuregelung der Ausbildungsbeihilfe für Handwerkslehrlinge. Wir stellen den Beitrag zur Diskussion.

Die Stimmung war nicht gerade freundlich, als die Mitglieder der Arbeitnehmerschaft in den Gesellenausschüssen auf die „Lehrlingsvergütung“ zu sprechen kamen. Lehrlinge finden im goldenen Boden des Handwerks keine Schätze. Laut Anordnung vom 25. Februar 1943 erhalten sie eine monatliche Erziehungsbeihilfe von

- 25,— DM im ersten Lehrjahr
- 35,— DM im zweiten Lehrjahr
- 45,— DM im dritten Lehrjahr.

Dieser Beitrag soll die „Durchführung der Berufserziehung sicherstellen“.

Seit 1943 sind aber einige Jahre ins Land gegangen. Die Butter und das Brot wurden teurer, Schuhe und Hemden stiegen auch im Preis. Die konservativen Fachverbände und Handwerksmeister haben es aber trotzdem seit 1943 nicht zugelassen, daß die Lehrlingsvergütung entsprechend mitgewachsen ist. Es kann keine Rede davon sein, daß mit den 25,—, 35,— oder 45,— DM die Durchführung der Berufserziehung sichergestellt ist.

Also, sagten sich die Gesellenausschüsse, muß die Öffentlichkeit einmal über die schlechte Lage unserer Stifte informiert werden. Die Anordnung von 1943 muß geändert werden! Schließlich haben die Eltern der Handwerkslehrlinge unter der alten Anordnung von 1943 zu leiden. Sie müssen Brot und Butter, Schuhe und Hemden für ihre Sprößlinge kaufen. Natürlich reicht die Lehrlingsvergütung niemals.

Die folgenden Beispiele müßten den Handwerksmeistern eigentlich zeigen, daß die Anordnung von 1943 überholt ist. Ein Lehr-

ling, der seine Ausbildung vor dem 16. Lebensjahr beginnt, erhält im ersten Lehrjahr:

- im Handwerk 25,— DM
- bei der Straßenbahn 34,56 DM
- bei der Eisenbahn 35,— DM
- in der chemischen Industrie 36,— DM
- bei der Post 40,— DM
- in der Metallindustrie 55,— DM.

Die Lehrlingsvergütung zeigt deutlich die unterschiedliche Lage der Lehrlinge in Handwerk und Wirtschaft. An diesen Beispielen

ist auch zu erkennen, daß die Lehrlingsvergütung im Interesse des Handwerks erhöht werden muß. Die besten Kräfte fließen der Industrie zu, weil die Eltern durch die höhere Vergütung eine fühlbare Entlastung spüren.

Lehrlinge in der Nahrungsmittelindustrie erhalten im ersten Lehrjahr 98,40 DM. Dagegen zahlt ein Bäcker nur 25,— DM an seinen Lehrling, der durchweg 60 Stunden in der Woche arbeitet. Ist es erstaunlich, daß Eltern und Lehrlinge die Industrie vorziehen?

Es sind aber auch Fortschritte zu verzeichnen. Man hat Vertreter des Handwerks davon überzeugen können, daß es geradezu lächerlich wäre, den Eltern zuzumuten, mit einer Lehrlingsvergütung von 25,— DM auszukommen. Das starre System der Handwerkskammer ist durchbrochen! Laut tarifvertraglichen Abmachungen erhalten Lehrlinge im ersten Jahr

- bei den Maurern 63,20 DM
- bei den Klempnern 66,80 DM
- bei den Ofenbauern 70,— DM
- bei den Fliesenlegern 73,60 DM

Das starre System ist durchbrochen, es muß möglich sein, eine einheitliche Neuregelung der Lehrlingsvergütung zu finden!

Vorschlag zur Neuregelung

Ausgehend vom Handwerkerlohn soll die Lehrlingsvergütung

- im ersten Lehrjahr 15 v. H. betragen
- im zweiten Lehrjahr 25 v. H. betragen
- im dritten Lehrjahr 35 v. H. betragen.

Diese Regelung wird bei den städtischen Betrieben mit Erfolg durchgeführt. Die Lehrlingsvergütung soll die „Durchführung der Berufserziehung sicherstellen“. Sorgen wir dafür, daß sie im Sinne des Vorschlags geändert wird.

Lehrlingsvergütung

Stand vom 1. November 1951.

Alter bei Beginn der Lehre unter 16 Jahren

Sparte	Handwerk			Industrie und Handel		
	1. L.	2. L.	3. L.	1. L.	2. L.	3. L.
Metall	25,—	35,—	45,—	55,—	68,—	81,—
Holz	25,—	35,—	45,—	50,—	60,—	70,—
Textil						
a) Bekleidung	25,—	35,—	45,—	45,—	55,—	75,—
b) Wuppert. Tarif	25,—	35,—	45,—	50,—	65,—	80,—
c) Haustarif	25,—	35,—	45,—	60,—	80,—	100,—
(Angestellte)				40,—	60,—	80,—
Graphisches Gewerbe	45,—	61,—	77,—	45,—	61,—	77,—
Bau						
a) Maurer	63,20	94,80	110,60	63,20	94,80	110,60
b) Isolierer und Klempner	66,80	100,20	116,90	66,80	100,20	116,90
c) Ofensetzer	70,—	105,—	122,—	70,—	105,—	122,—
d) Fliesenleger	73,60	110,40	128,80	73,60	110,40	128,80
Nahrungsmittel	25,—	35,—	45,—	98,40	112,40	150,80
Chemie ohne Handwerker				36,—	48,—	60,—
Angestellte						
a) Großhandel				36,—	48,—	60,—
b) Einzelhandel				32,—	44,—	57,—
OTV Spedition				45,—	60,—	75,—
Schiffsjungen				130,—	152,—	173,—
Eisenbahn außerhalb BuBa	40,—	50,—	60,—			
Bundesbahn	35,—	45,—	55,—			
Post, Handwerkslehrlinge	40,—	50,—	73,—			
Straßenbahn, Handwerker (Lohntarif, Stand vom 1. 11. 1951)	34,56	57,60	80,64			
Bei allen übrigen Handwerkslehrlingen	25,—	35,—	45,—			

DER BAHNWÄRTER

Der Hilfswärter stand schon fertig zum Aufbruch auf der kleinen sandigen Plattform des Häuschens, dessen große Nummer schwarz auf weiß weithin durch die Stämme leuchtete.

Die beiden Männer reichten sich die Hände, machten sich einige kurze Mitteilungen und trennten sich. Der eine verschwand im Innern der Bude, der andere ging quer über die Strecke, die Fortsetzung jener Straße benutzend, welche Thiel gekommen war. Man hörte ein krampfhaftes Husten erst näher, dann ferner durch die Stämme, und mit ihm verstummte der einzige menschliche Laut in dieser Einöde.

Thiel begann wie immer, so auch heute damit, das enge viereckige Steingebäude der Wärterstube auf seine Art für die Nacht herzurichten. Er tat es mechanisch. Er legte sein Abendbrot auf den schmalen braun-

zwanzig Schritt entfernten Bahnübergang zu. Seine Barrieren schloß und öffnete Thiel vor und nach jedem Zug gewissenhaft, obgleich der Weg nur selten von jemand passiert wurde.

Er hatte seine Arbeit beendet und lehnte jetzt wartend an der schwarz-weißen Sperrstange.

Die Strecke stieß rechts und links geradlinig in den unabsehbaren grünen Forst hinein; zu ihren beiden Seiten stauten die Nadelmassen gleichsam zurück, zwischen sich eine Gasse freilassend, die der rötlich-braune, kiesbestreute Bahndamm ausfüllte. Die schwarzen parallelaufenden Gleise darauf glichen in ihrer Gesamtheit einer ungeheuern eisernen Netzmasche, deren schmale Strähnen sich am äußersten Süden und Norden in einem Punkte des Horizonts zusammenzogen.

Der Wind hatte sich erhoben und trieb leise Wellen den Waldrand hinunter und in die Ferne hinein. Aus den Telegrafentangen, die die Strecke begleiteten, tönnten sumrende Akkorde. Auf den Drähten, die sich wie das Gewebe einer Riesenspinne von Stange zu Stange fortrankten, klebten in dichten Reihen Scharen zwitschernder Vögel. Ein Specht flog lachend über Thiels Kopf weg, ohne daß er eines Blickes gewürdigt wurde. Die Sonne, welche soeben unter dem Rande mächtiger Wolken herabging, goß Ströme von Purpur über den Forst. Die Säulenarkaden der Kiefernstämme jenseits

des Dammes entzündeten sich gleichsam von innen heraus und glühten wie Eisen. Auch die Gleise begannen zu glühen, feurigen Schlangen gleich, aber sie erloschen zuerst. Und nun stieg die Glut langsam vom Erdboden in die Höhe, erst die Schäfte der Kiefern, weiter den größten Teil ihrer Kronen in kaltem Verwesungslicht zurücklassend, zuletzt nur noch den äußersten Rand der Wipfel mit einem rötlichen Schimmer streifend. Lautlos und feierlich vollzog sich das erhabene Schauspiel. — Der Wärter stand noch immer regungslos an der Barriere. Endlich trat er einen Schritt vor. Ein dunkler Punkt am Horizont, da, wo die Gleise sich trafen, vergrößerte sich. Von Sekunde zu Sekunde wachsend, schien er doch auf einer Stelle zu stehen. Plötzlich bekam er Bewegung und näherte sich. Durch die Gleise ging ein Vibrieren und Summen, ein rhythmisches Geklirr, ein dumpfes Getöse, das, lauter und lauter werdend, zuletzt den Hufschlägen eines heranbrausenden Reitergeschwaders nicht unähnlich war. Ein Keuchen und Brausen schwoil stoßweise fernher durch die Luft. Dann plötzlich zerriß die Stille. Ein rasendes Tosen und Toben erfüllte den Raum, die Gleise bogen sich, die Erde zitterte, ein starker Luftdruck — eine Wolke von Staub, und das schwarze, schnaubende Ungetum war vorüber. So wie sie anwachsen, starben nach und nach die Geräusche. Der Dunst verzog sich. Zum Punkte eingeschrumpft, schwand der Zug in die Ferne, und das alte heilige Schweigen schlug über dem Waldwinkel zusammen.

Wer vom Ziel nicht weiß . . .

*Wer vom Ziel nicht weiß,
Kann den Weg nicht haben,
Wird im selben Kreis
All sein Leben traben;
Kommt am Ende hin,
Wo er hergerückt,
Hat der Menge Sinn
Nur noch mehr zerstückt.*

*Wer vom Ziel nichts kennt,
kann's doch heut erfahren;
Wenn es ihn nur brennt
Nach dem Göttlich-Wahren;
Wenn in Eitelkeit
Er nicht ganz versunken
Und vom Wein der Zeit
Nicht bis oben trunken.*

*Denn zu fragen ist
Nach den stillen Dingen,
Und zu wagen ist,
Will man Licht erringen:
Wer nicht suchen kann,
Wie nur je ein Freier,
Bleibt im Trugesbann
Siebeniacher Schleier.*

Christian Morgenstern

gestrichenen Tisch an einem der beiden schlitzartigen Seitenfenster, von denen aus man die Strecke bequem übersehen konnte. Hierauf entzündete er in dem kleinen rostigen Ofchen ein Feuer und stellte einen Topf kalten Wassers darauf. Nachdem er schließlich noch in die Gerätschaften, Schaufel, Spaten, Schraubstock usw., einige Ordnung gebracht hatte, begab er sich ans Putzen seiner Laterne, die er zugleich mit frischem Petroleum versorgte.

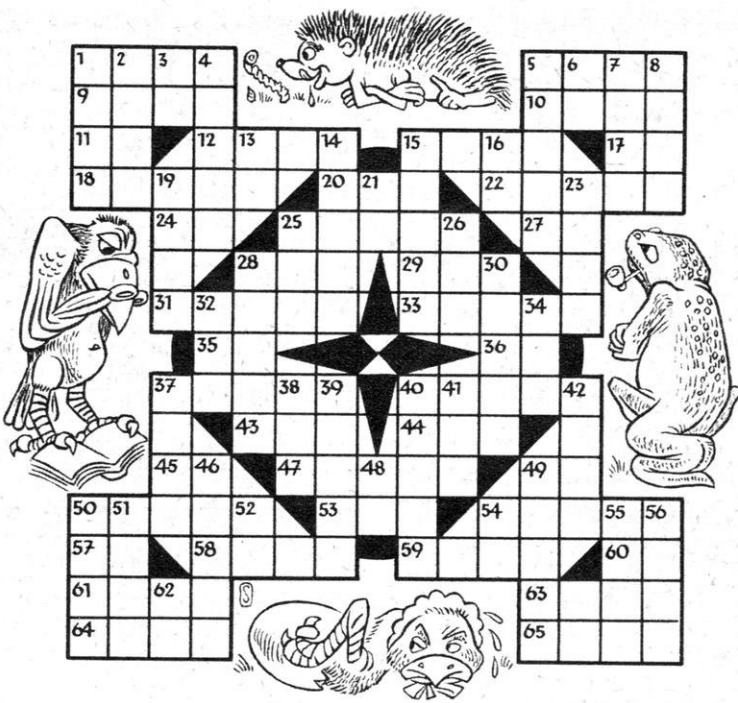
Als dies geschehen war, meldete die Glocke mit drei schrillen Schlägen, die sich wiederholten, daß ein Zug in der Richtung von Breslau her aus der nächstliegenden Station abgelassen sei. Ohne die mindeste Hast zu zeigen, blieb der Wärter noch eine gute Weile im Innern der Bude, trat endlich, die Fahne in der Hand, langsam ins Freie und bewegte sich trägen und schlürpfenden Ganges über den schmalen Sandpfad, dem etwa



„DIE VIER BEGLEITHUNDE DES PRINZEN JUSSUFF“

„Ich empfand schon sehr früh den Menschen als »häßlich«; das Tier schien mir schöner, reiner.“ Schreibt Franz Marc aus dem Felde 1915. „Der unfrome Mensch, der mich umgab, erregte meine wahren Gefühle nicht, während das unberührte Lebensgefühl des Tieres alles Gute in mir erklingen ließ.“ Genau ein Jahr später fällt dieser Künstler im Westen in jenem mörderischen Ringen des ersten Weltkrieges. Und wieder liegen Jahre hinter uns, in denen sich Millionen Menschen gegenseitig getötet haben . . . Franz Marc malt edle Tiere in edlen, rhythmischen Linien und harmonischen Farben.

BÜCHER



Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Laubbaum, 5. Lebewesen, 9. engl. Lieb, 10. Vogel, 11. Fluß in Rußland, 12. Männername, 15. Frauennamen, 17. doppelt, 18. Maß, 20. Fluß in Österreich, 22. Sinnesorgan, 24. span. Artikel, 25. Radiozubehör, 27. ind. Göttin, 28. abess. Herrscher, 29. Stadt in Holland, 31. Fanggerät, 33. Frauennamen, 35. chin. Wegmaß, 36. franz. Adelsilbe, 37. Laubbaum, 40. kirchl. Gewand, 43. Erfrischung, 44. Teil des Kopfes, 45. Auerochs, 47. Kriechtier, 49. franz. Artikel, 50. Verfasser, 53. Reformator, 54. rechner. Begriff, 57. Gewichtsabkürzung, 58. Weinernte, 59. griech. Göttin, 60. chem. Zeichen, 61. Insektenfresser, 63. Frauennamen, 64. Wüstenort, 65. Gesellschaftsklasse.

Senkrecht: 1. bibl. Ort, 2. Teil des Weinstocks, 3. ital. Artikel, 4. Schwimmvogel, 5. unwirkliches Geschehen, 6. Tierlaut, 7. Naturerscheinung, 8. sauber, 13. Flächenmaß, 14. Hülsenfrucht, 15. amerikanisches Gebirge, 16. chem. Zeichen, 19. Kohleprodukt, 21. engl. Nein, 23. Nahrungsmittel, 25. Kadaver, 26. Männername, 28. verfallenes Bauwerk, 30. bibl. Ort, 32. bibl. Gestalt, 34. Fett, 37. lärmend, 38. Artikel, 39. Laubbaum, 40. Speisenbeigabe, 41. engl. Artikel, 42. arab. Hafen, 45. Wäschemangel, 48. Ausruf, 49. Stadt in Ostdeutschland, 50. Aufgeld, 51. Stadt in der Mongolei, 52. Skatausdruck, 54. Tierprodukt, 55. österr. Fürstengeschlecht, 56. span. Münze, 62. Tonstufe.

Auflösungen aus Nr. 23

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Oper, 5. Breg, 9. Rede, 10. Rota, 11. Eren, 12. Asas, 13. Linkrusta, 15. Oos, 16. Abenteurer, 22. Mist, 23. Brie, 24. Meer, 25. Abbe, 26. Erlé, 27. Deel.

Senkrecht: 1. Orel, 2. Peri, 3. Eden, 4. Renkontre, 5. Brausebad, 6. Ross, 7. Etat, 8. Gasa, 14. rot, 16. Amme, 17. Bier, 18. Esel, 19. Urbe, 20. Eibe, 21. Reel. Die Summe 133. achtzig + elf + zehn + drei + vier + eins + zwei + elf + acht + eins + zwei = 133.

„Inges Geburtstag“. Der achte Geburtstag. Wenn Inge acht Jahre alt wird, begeht sie ihren neunten Geburtstag. Der Tag der Geburt ist der erste Geburtstag. Wird Inge ein Jahr alt, begeht sie ihren zweiten Geburtstag usw.

Auflösung Preisrätsel aus Nr. 21

Die zehn gebräuchlichen Redensarten lauten: 1. Jemanden die Zähne zeigen, 2. Große Bogen spucken, 3. Einen Knüppel zwischen die Beine werfen, 4. Ins Schwarze treffen, 5. Die Flinte ins Korn werfen, 6. Eine Brücke schlagen, 7. Den Brotkorb höher hängen, 8. Jemanden einen Korb geben, 9. Jeder kehre vor seiner Tür, 10. Jemanden den Rücken kehren. Die fünf Preisträger sind: Maria Wendler, Obernkirchen, Bückeberg Nr. 10; Paul Heilbrink, Bielefeld, Beckhausstr. 147; Elisabeth Voss, Gelsenkirchen, Rheinbe-straße 14; Rudi Kalpers, Refrath b. Köln, Alter Trassweg 9; Drei Kolleginnen der Bezirksstelle Ober- und Mittelfranken, Landesbezirk Bayern im DGB i. A. Irmgard Schellenberger, Nürnberg, Leibstr. 4.

5 x 15 DM für die richtige Beantwortung der fünf Fragen setzen wir aus. Schreibe die Antworten numeriert auf eine Postkarte und sende sie an die Redaktion des „Aufwärts“. Die Antworten der fünf Fragen dieser Nummer müssen bis zum 15. Dezember in unserem Besitz sein. Bei mehr als fünf richtigen Lösungen entscheidet das Los.

5 FRAGEN

1. Wenn die Eltern ihre Einwilligung geben, nach Vollendung des wievielten Lebensjahres kann dann ein Mädchen heiraten?
2. Wer schließt für die Arbeitnehmer die Tarifverträge ab?
3. Ein Jugendlicher hat gestohlen. Er kann vom Jugendrichter bestraft werden, wenn er wie alt ist?
4. Der gleiche Jugendliche kommt vor das Gericht für Erwachsene und wird nach den allgemeinen Strafgesetzen bestraft, wenn er das _____ Lebensjahr vollendet hat?
5. Welches ist der höchste Kirchturm der Welt?

VAN GOGH, EIN LEBEN IN LEIDENSCHAFT. Allein schon eine nüchterne Biographie des Revolutionärs in der modernen Kunst Vincent van Gogh hört sich wie ein Roman an. Sohn eines biederen Landpfarrers, tritt der junge van Gogh zuerst in den Kunsthandel ein, verläßt dann diesen Beruf, der ihn hätte zu Reichtum bringen können, wird Latenprediger im belgischen Kohlenrevier, wo zu jener Zeit die grauenhaftesten sozialen Mißstände herrschten. Später wendet er sich der Malerei zu, und auch dieser Weg ist so eigenwillig und neu, daß man sein Schaffen nicht ernst nimmt. Nur sein Bruder Theo glaubt an ihn und spricht ihm Mut zu, unterstützt ihn finanziell und hält ihm sein ganzes Leben lang die Treue. Van Goghs Gesundheit ist labil, sein Körper ist vom vielen Hungern schwach, seine Nerven zertrüftet; er muß eine Heilanstalt aufsuchen. Kaum 37jährig, scheidet er — 1890 — freiwillig aus dem Leben. Ein halbes Jahr später folgt ihm sein Bruder ins Grab.

Das malerische Werk Vincent van Goghs gehört seit den letzten Jahrzehnten wohl zu den berühmtesten der neueren Kunst. Berühmt ist auch der Briefwechsel mit seinem Bruder; als ergreifendes Dokument wiederholt veröffentlicht.

Van Gogh: eine Fundgrube von sozialen, religiösen, von künstlerischen und kulturellen, von psychologischen Problemen! Kein Wunder, wenn sich Schriftsteller diesen Menschen als Hauptperson für ihren Roman erkoren haben. So auch der Amerikaner Irving Stone. Wie weit die Erzählung seines Romans „Vincent van Gogh. Ein Leben in Leidenschaft“ wahr ist, dazu sagt uns der Verfasser einiges im Nachwort. Er gibt einige reine Dichtungen zu, oft zu offensichtlich, zu romanhafte im schlechten Sinne, andere Einzelheiten aus van Goghs Biographie sind zu lebensfern umgewandelt. Das sind die negativen Stellen in diesem Buch. Wertvoll, gelungen und spannend sind die dramatischen Szenen gestaltet, etwa die Schilderung des Industriegebietes, Elend und Katastrophen, die ersten Anzeichen der Nervenkrise, die drückende Stimmung in der Anstalt St. Remy u. a. Dazwischen die beschwingte impressionistische Atmosphäre der Pariser Künstlerkreise des vorigen Jahrhunderts. Hier offenbart sich Stone als glänzender Schilderer. Auch versteht er es, jene Probleme, von denen wir oben sprachen, auf eine leichtverständliche Art zu servieren, so daß der Roman in erster Linie unterhält und nur nebenbei unaufdringlich auch fachliche Fragen beantwortet. Der Roman soll eben Unterhaltung sein, kein wissenschaftliches Buch.

Die Übersetzung des Buches besorgte Mildres Harnach-Fish. Acht zum Teil farbige Bildtafeln machen mit dem künstlerischen Stil van Goghs bekannt. 367 Seiten, Verlag Universitas, Berlin. —t—

Katharina A. W. Weissenborn: „ALI, DER BEDUINE“. Hermann-Schafstein-Verlag, Köln. 228 Seiten, 6,80 DM. Einband und Zeichnungen von Klaus Gelbhaar.

Die Augen der Menschheit sind von Korea nach Persien geschwenkt. Mancher Seitenblick richtet sich zugleich auf die Geschehnisse um den Sueskanal, auf das uralte Kulturland Ägypten.

Die Gedanken, die dabei auftauchen, sind meist politischer Natur. Sie umkreisen weltstrategische und wirtschaftliche Probleme. Allzu nahe liegt die Gefahr, vom Blickpunkt abzutreten und den Menschen in Ägypten zu vergessen, um den es zuerst und zuletzt, hier wie überall in der Welt, gehen sollte. Den Menschen muß man kennen und verstehen, dann erst haben alle Überlegungen Sinn und Zweck. Der 13jährige pfliffige, phantasiereiche und doch nüchtern rechnende Fellachenjunge Ali lehrt uns die Bewohner Ägyptens nicht nur kennen, sondern läßt sie uns auch erleben. Er ist Gärtnerjunge in Alexandria, entdeckt durch Zufall einen Schatz, wird Reisebegleiter, muß im Auftrag seines Herrn zum Sinaikloster und lernt auf dieser Reise das Beduinenleben kennen. Nach seiner Rückkehr hilft er einem Archäologen bei der Bergung der Pharaonenschatze in den Königsgräbern von Theben. Die Oase Natron, das Rote Meer, Arabien, die Wunderstadt Petra, Ali Babas Berg, die Wüste und die schon genannten Sehenswürdigkeiten werden nicht von einem europäischen Reisenden beschrieben, sondern von den Augen des heimischen Ali gesehen und in seiner Art empfunden. Wir fühlen, wie der Junge durch die spannend erzählten Ergebnisse in sein Volk hineinreift, und begreifen plötzlich, daß er zuletzt Beduine, Nomade, werden muß.

Diese Erzählung strahlt die Harmonie von Natur und Mensch aus und wird den Leser, ob jung oder alt, im Grunde des Gemütes ansprechen. Wir wünschen dem Buch mehr als eine Auflage. —ck

H. EIERMANN / A. NEUBAUER: „DIE GROSSE PROBE“. Verlag Curt E. Schwab, Stuttgart. Illustrationen Heinz Schubel, 154 S., Halbleinen, 5,40 DM. Endlich hat ein Jugendschriftler den Mut gehabt, das Hohelied des Rennmonteurs, des Konstrukteurs, des Ingenieurs und des Mechanikers zu singen. Er greift nicht das schon übergenug behandelte Thema „Rennfahrer“ auf, sondern konzentriert sich auf das, was einem großen Rennen vorausgeht und es umgibt. Sein Werk wird reichlich belohnt werden, wenn auch nur ein jugendlicher Leser dadurch den Wert der Mechanikerarbeit erkennt. Hier nämlich liegt die Zukunft des jungen Menschen, der sich für Automobile interessiert, und nicht im Beruf des Rennfahrers. Der ist überlaufen und in der Regel von beträchtlichen Geldmitteln abhängig.

Daß dieses ausgezeichnete Jugendbuch bald auf dem Bücherbrett vieler Jungen zu finden sein wird, dafür garantiert viel: Da ist zunächst eine spannende Handlungsführung, die den Leser von der ersten bis zur letzten Seite gefangen hält. Dann werden ganz unauffällig allgemeinverständliche Erklärungen von technischen Begriffen gegeben, die selbst dem Laien einen tiefen Einblick in diese Sparte der Technik gewähren und ihn das nächste Rennen mit kritischerem Blick verfolgen lassen. An diesen Stellen merkt man die Mitarbeit des Oberingenieurs Alfred Neubauer, des weltberühmten Rennleiters von Mercedes-Benz.

Da ist vor allem das Schicksal des arbeitslosen Flüchtlingsjungen Franzl, das von dem Verfasser H. Eiermann mit viel Herzenswärme und lebendiger Frische geschildert wird. Es füllt den geschilderten Rahmen mit Leben. —ck

240 Seiten Wissenswertes aus der Gewerkschaftsbewegung, wichtige Zahlen, Währungstabellen, Entfernungstabellen, Fahrpreise, reichlich Raum für Notizen und ein ausgedehntes Kalendarium sind einige der Vorzüge des **GEWERKSCHAFTS-JUGENDKALENDERS 1952**. Dabei kostet er in Ganzleinen gebunden nur DM 1.25. Bestelle ihn gleich! Ein Neudruck kann nicht erfolgen.

„Mein lieber Anton“,

sagte der Arbeitsminister und meinte sich selber. — Junge Eisenbahner im Bonner Bundeshaus

Das war mal wieder was für Peter Rohde aus Münster, 16 Jahre alt, Jugendmitglied der Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands: Drei Stunden saß er am 18. November im Bonner Plenarsaal, dort, wo sonst die große Politik gemacht wird; an seinem Platz stand „Hedler — Fraktionslos“. Jetzt sollten die Kollegen noch mal behaupten, er sei zu sehr links.

Mit Peter Rohde waren rund 1200 jugendliche Kollegen der Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands aus den Bezirken Köln, Essen, Wuppertal und Münster zur Jugendkundgebung „Jugend — Gewerkschaft — Parlament“ im Bonner Plenarsaal eingeladen.

Kollege Fritz Brauns, Leiter der Abt. Jugend beim Gesamtvorstand der GdED dankte der Regierung für die Hilfe, welche die Gewerkschaftsjugend durch den Bundesjugendplan bekommen habe, und bat, man möge den Bundesjugendplan zu einer ständigen Einrichtung werden lassen. Der Mensch sei der Mittelpunkt der Entwicklung und müsse es bleiben, damit er nicht zum Maschinenmenschen werde, sagte Kollege Fritz Brauns weiter und stellte ganz konkrete Forderungen an die Bundesbahn:

- Verbesserung der Ausbildung,
- Verbesserung der Lehrwerkstätten,
- Verbesserung der Maschinen und Werkzeuge,
- Verbesserung der sozialen Einrichtungen u. a. m.

Mit starkem Beifall stellten sich die Anwesenden hinter diese Punkte.

„Mein lieber Anton! Du hast früher immer das und das und das gefordert. Jetzt sitzt du schon über drei Jahre im Bundestag. Nun hört man von deinen Forderungen nichts mehr.“ Das bekäme er jetzt oft zu hören, sagte der Herr Minister für Arbeit, Kollege Anton Storch. Und dann erzählte er den jungen Kollegen, daß ein Bundestagsabgeordneter nicht der liebe Gott sei, und wie schwer es sei, dieses oder jenes zu erreichen, daß er aber noch immer hinter dem stehe, was er früher gesagt habe. Aber 4. Abgeordnete saßen im Bundestag, und die einen schrien „hü“ und die anderen „hott“, und der Bundesrat wache ängstlich über die Rechte der Länder und der Finanzminister über das Geld, und mitunter hätten sie richtigen Krach untereinander.

Aber dann erklärte der Bundesarbeitsminister auch, wie doch viel Positives zustande käme. Er erzählte von der vorbereitenden, unendlich schwierigen Arbeit in den Ausschüssen, wie das Ergebnis dieser Arbeit im Plenum lande und wie schließlich so ein Gesetz über die Bühne gehe. Und er legte dar, wie es unmöglich sei, es allen Leuten recht zu machen, und wie es darauf ankomme, möglichst viele zufriedenzustellen, die Rechten und die Linken sowie die der Mitte, die Norddeutschen und die Süddeutschen, die Armen und die Reichen, die Katholiken und die Protestanten, die Arbeitgeber und die Arbeitnehmer, denn alle hätten in der Demokratie das Recht zum Leben und zum Mitgestalten. „Natürlich ist in einem totalitären Staatssystem alles viel einfacher“, fuhr der Arbeitsminister fort. „Einer bestimmt, und die anderen müssen gehorchen.“ Die Auswirkungen eines solchen Systems sähe man, und ein Leben ohne Freiheit sei kein Leben.

Der Meinung war auch der Bundestagsabgeordnete Hans Jahn, 1. Vorsitzender der Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands, der unter den Nazis sehr zu leiden hatte

IM WESTEN NICHTS NEUES

Alles, was muffig riecht, sollte man an die frische Luft hängen. Das bezieht sich leider auch auf die Schule von heute. Mittlerweile hat es sich herumgesprochen, daß es am schlechten Lehrplan liege, und jeder, der recht wenig davon versteht, entwickelt die weitschweifigsten Philosophien darüber.

So ist es kein Wunder, daß auch ein hochgelahrter Mann wie Dr. Asmus dementsprechende Vorschläge machte. Auf einer Tagung der Jungdemokraten in Erlangen forderte dieser Herr, der sich übrigens für die allgemeine Wehrpflicht ausspricht und schon deshalb all unsere Sympathien im Sturm gewonnen hat, daß das Waffentragen ordentliches Lehrfach werden müsse.

Damit ist zwar noch nicht die erhoffte Vereinfachung des Lehrplans erreicht, im Gegenteil, er ist noch um ein Fach bereichert worden, aber den Schülern ist somit das Mittel in die Hand gegeben worden, die Schulreform nach ihren Wünschen durchzuführen. Sie brauchen nur das Gelernte, das sie sich im „Lehrfach Waffentragen“ angeeignet haben, gegen die Lehrer ins Feld zu führen. Und da es ja Gott sei Dank mehr Schüler als Lehrer gibt, dürfte der Kampf um die Schulreform recht bald zugunsten der geknechteten Schüler entschieden sein.

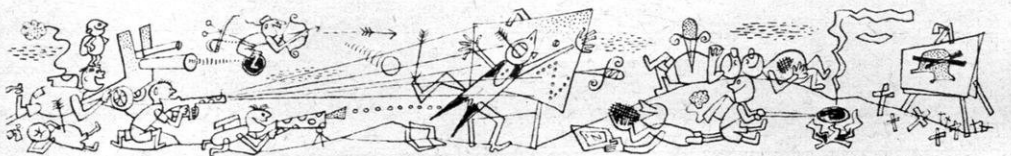
Im übrigen hoffen wir, daß Dr. Asmus sich versprochen hat und „Waffeln“ statt „Waffen“ meinte. Eine handgroße Waffel im Bauch bringt mehr Genuß als eine daumenlange Waffe zwischen den Rippen.



Die Katze aus dem Sack lassen wollte weder Polizeiminister Dr. Lehr noch der Bundesgrenzschutz überhaupt. Und jetzt kommt so ein Kamuf daher (der Mann heißt wirklich so) und weiß ein Liedchen davon zu singen. Von dem schönen Soldatenleben im Bundesgrenzschutz nämlich.

Natürlich muß der Grenzschutz singen. Aber woher Lieder nehmen, die nicht aus dem tausendjährigen Liederbuch sind? Also stehlen! Man läßt die Melodie und zimmert einen neuen Text. Der kommt dann in die „Parole“. Die „Parole“ ist die Zeitschrift des Bundesgrenzschutzes. Wenn man die letzte Seite liest, wird einem warm ums Herz. Da stehen nämlich genau dieselben Witze, die wir uns vor sieben, acht Jahren noch in den Unterständen von Afrika bis Leningrad erzählten. Und genau so, wie die guten, alten Soldatenwitze wieder zu ihrem Recht kommen, so werden auch die alten Lieder wieder aktuell. Die alten Soldatenlieder-Dichter sind von der Umerziehung der Umerzogenen noch nicht erfaßt. Also müssen die Grenzschützer selber ran. „Fünf Mann 'raustreten zum Dichten!“ Und was dabei herauskommt, ist eine Verherrlichung des „graugrünen Kleides“, das wieder einmal in „Ehren“ getragen wird. Natürlich ist „Tag und Nacht man einsatzbereit“. Wie zu Zeiten des Alten Fritz schmettert man, daß man „dem Vaterland zu dienen in einer Reih“ stehe. Selbstverständlich ist auch die Eroberungssucht, so wie sie das soldatenlied-obligate Mägdlein anbetrifft, nicht ausgelassen. Der Herr Grenzschützer Kamuf entschuldigt es damit, daß eben so das Soldatenleben sei. Das durfte nicht kommen! Es scheint einem symbolisch, daß die alten Melodien nur einen neuen Text haben, der meist ziemlich fadenscheinig ist und das herauschimmern läßt, was wirklich dahintersteckt. Im großen ganzen im Westen wieder einmal nichts Neues.

Zeichnungen: Otto Schwalge



und deshalb den jungen Kollegen zurufen konnte: „Ohne Freiheit will ich nicht mehr leben.“ Mit scharfen Worten warnte er die Radikalen von rechts und links, die eine Gefahr für die junge Demokratie seien: „Ich werde die Arbeiter nicht leichtfertig aufrufen, zum letzten Mittel zu greifen: zum Streik! Aber wenn die Demokratie in Gefahr ist, stehen in fünf Minuten alle Räder still!“ Schon einmal habe die Gewerkschaftsfüh-

rung zu Maßnahmen gegen ein totalitäres System greifen müssen: 1933. „Zu wenig und zu spät“ habe er damals gesagt, führte Hans Jahn aus. Das dürfe nicht noch einmal vorkommen. Deshalb forderte er die wirtschaftliche Selbstbestimmung. „Eine Demokratie ohne wirtschaftliche Selbstbestimmung zerbricht.“ Er schloß mit dem Ruf: „Unsere Ideale bleiben: Friede, Freiheit und Demokratie!“

hst

Da staunt die Jugend

Ich war in diesen Tagen auf einer Gewerkschaftssitzung. Ich bin noch jung, das heißt ich gehöre nicht mehr zu der Gewerkschaftsjugend unter achtzehn Jahren, aber zu denen, die nach der wohlverfahrenden Meinung Älterer noch gar nichts zu sagen und nur zu lernen haben. Das ist richtig und sehr vernünftig, und so war ich denn in dieser Sitzung, um zu lernen und zuzuhören, was diese etwa vierzig älteren Funktionäre Wichtiges sagen.

In der Tat, es ging um sehr Wichtiges: um Wirtschaftspolitik, Arbeitsrecht und um die Sozialversicherung.

Ja, und bei der Sozialversicherung da war es, was ich erzählen muß!

Ein Kollege, hauptamtlicher Funktionär seit Jahren in der Arbeiterbewegung und Abgeordneter in unserem Parlament.

Wie es naheliegt, kam auch das Grundgesetz zur Sprache, und besagter Kollege führte aus:

„Ich gehöre auch zu denen, die das Grundgesetz noch nicht ganz gelesen haben, aber diese Bestimmung kenne ich zufällig ungefähr auswendig.“

Und ich war da, um viel zu hören und zu lernen!

Die Sitzung lächelte und schwiag, vielleicht war ihnen dieses Bekenntnis weder neu noch absonderlich. Mir wurde ganz sonderbar, ich griff zum Bleistift, um diesen Satz genau aufzunotieren, und darum kann ich ihn auch wörtlich wiedergeben.

Nach einer Weile, zur Ehre des fungierenden Kollegen Vorsitzenden sei es gesagt, nahm der Vorsitzende das Wort und brachte auch sein Entsetzen zum Ausdruck, weil es ja schließlich selbstverständlich sein müsse, daß ein hauptamtlicher Funktionär und ein Parlamentarier das Grundgesetz nicht nur gelesen, sondern auch studiert haben müsse. Damit wäre der Gerechtigkeit zwar Genüge

getan gewesen, aber nicht meinem enttäuschten jungen Herzen, und darum schreibe ich diese Zeilen, damit es nur ja nicht noch mehr Menschen gibt, die in Politik und Gewerkschaft über wichtigste Dinge entscheiden und nicht fundiert und ernsthaft sich schulen und bilden.

Noch möchte ich glauben, daß dies Ausnahmen sind, denn sonst wäre ja unser Pessimismus zur Politik noch mehr berechtigt!

MM.

Lächelnde Verlierer

Das war ein Erlebnis! Nicht weil wir das Freundschaftsspiel gegen die Auswahljugend des niederländischen NVV in Arnheim 2:1 gewannen. Unsere Fußball-Elf hat schon manchen Sieg mit nach Hause gebracht. Das Erlebnis von Arnheim war größer: Wir erfuhr, was schöner Sport ist, was ein gutes Spiel ist. Wir hatten, obwohl es keineswegs zart zuzuging, gar nicht das Gefühl, einem Gegner gegenüberzustehen, sondern unter guten Freunden zu sein. Besonders die Hilfsbereitschaft unter den Spielern bei einigen Fouls zeigte, daß man hier von Gegnern gar nicht sprechen konnte. Und wenn drüben wieder ein Tor fiel, stimmten unsere holländischen Freunde neidlos und mit Begeisterung in diesen Erfolg ein, so daß man z. B. nicht unterscheiden konnte, wer deutscher oder holländischer Zuschauer war. Sowohl Leistung wie saubere Haltung — gleich welcher Partei — wurde von allen anerkannt. Und wir spürten, daß es hier nicht unbedingt um Sieg oder Niederlage ging. Es war ein Spiel, ein schönes Spiel. Und lächelnd verstand der Holländer zu verlieren.

Nur schade, daß wir die Sprache unserer Gastgeber oft so wenig verstanden. Egal: Im letzten haben wir uns doch verstanden, in der Freundschaft von Mensch zu Mensch.

Gewerkschafts-Jugend
Ortsausschuß Düsseldorf



Für 10 Pfennig Schmutz

Oft haben wir in unserer Gruppe über das Schmutz- und Schundgesetz diskutiert.

Vor kurzem fand in einer rheinischen Kleinstadt, die einen überwiegend christlichen Stadtrat hat, ein Jahrmarkt statt. Alles, was ein junges Herz erfreuen kann, war vorhanden. Schieß- und Verlosungsstände waren dicht umlagert. Aber den meisten Zulauf hatte ein Stand, der eigentlich nicht recht in den Rahmen einer rheinischen Kirmes paßte.

An diesem Stand wurden ausgesprochene Schund- und Schmutzschriften zu den verbilligten Preisen von 0,10 und 0,20 DM verkauft. Der Umsatz war, wie wir feststellen konnten, enorm.

Mit Recht kann man sich fragen, wie konnte die Stadtverwaltung nur die Genehmigung erteilen, einen solchen Stand zu errichten? Da für jeden Verkaufsstand von der Stadtverwaltung Gebühren verlangt werden, scheint es uns, daß es der Stadtverwaltung vollständig gleichgültig ist, auf welche Art sie das Geld einnimmt. Karl Wolfgarten, Euskirchen

DIE MONARCHIE

Zuletzt wurde angedeutet, daß wir die Monarchie als Staatsform betrachten wollten. Monarchie wird abgeleitet von monos, dem Einzelnen, und von archos, der Herrschaft, also Monarchie gleich Einzelherrschaft. Wir können zunächst einmal eine Unterscheidung vornehmen in Wahl- und Erbmonarchie. In der Wahlmonarchie, z. B. zur Zeit des altgermanischen Königtums, wurde der Monarch vom gesamten Volk gewählt, während zur deutschen Kaiserzeit bis 1806 ein Wahlkollegium den König oder Kaiser kürte, gleich wählte (Kurfürst.) Bei der Erbmonarchie kennen wir sowohl eine männliche als auch eine weibliche Erbfolge. Die Staatsform Monarchie läßt sich nunmehr in sechs charakteristische Regierungsformen einteilen. Es soll zunächst einmal versucht werden, an Hand der Entwicklung dieser Regierungsformen eine bestimmte Systematik aufzuzeigen, die den einzelnen zum Nachdenken anregen möge.

Wohl die erste Regierungsform wird unbestreitbar die Volksmonarchie gewesen sein, d. h. die Ausübung der Staatsgewalt liegt zwar bei dem Monarchen, jedoch unter Mitwirkung der Volksversammlung. Im frühgermanischen Königtum waren dies die Thing-Versammlungen der Freien. Diese Versammlung konnte den König einsetzen und absetzen, er war ihr Rechenschaft schuldig. Es entsprach wohl egoistischem menschlichem Streben, wenn ein so Gewählter nunmehr versuchte, sich weitestgehend von den Zufälligkeiten solcher Wahlen unabhängig zu machen. Sein Vorrecht bei der Beuteverteilung ausnutzend, verschaffte er sich einen Kreis ihm verpflichteter Lehnsträger. Diese bekamen von ihm Land zum Lehen und waren dafür zu Dienstleistungen verpflichtet. Wirtschaftliche Vormachtstellung und gegenseitige Unterstützung versetzten sie in die Lage, jetzt bestimmte Schlüsselpositionen einzunehmen und bei den Wahlen, sofern sie noch gehandhabt wurden, beeinflussend zu wirken. Da jetzt willkürliche Entscheidungen weitestgehend unterbunden waren, der Monarch sich nicht mehr auf das gesamte Volk, sondern mehr auf diese Lehnsträger stützte, hat sich der Übergang von der Volksmonarchie zur Lehnmonarchie vollzogen. Diese Lehnmonarchie finden wir im frühmittelalterlichen Königtum. Von der Lehnmonarchie bis zur ständischen Monarchie ist es kein allzu weiter Weg, wenn berücksichtigt wird, daß der einmal bevorzugte Stand nun versucht, aus denselben Gesichtspunkten, die den einmal gewählten Monarchen veranlassen, seine Macht zu befestigen, selbst danach zu streben, seinen einmal zum Lehen gegebenen Besitz und seine Vormachtstellung zu befestigen. So bilden sich die Stände, vom Materiellen her gesehen, teilweise vom Ideellen untermauert durch Geburtsadel usw. In der ständischen Monarchie regiert der Monarch, muß sich jedoch weitestgehend die Mitwirkung der Körperschaften, in denen diese Stände vertreten sind, gefallen lassen. In der nächsten Abhandlung werden wir auf die Entwicklung der ständischen Monarchie zur absoluten, von der absoluten zur konstitutionellen und von der konstitutionellen zur parlamentarischen Monarchie eingehen. K. W.

BUNTE SPORTPLATTE

Alle vier Jahre, wenn es auf die Olympischen Spiele zugeht, wird die Frage der Sportamateure lebhaft in allen Ländern diskutiert. Dem olympischen Gedanken folgend, sollen nur Sportamateure an den Olympischen Spielen teilnehmen. Sportler also, die aus ihrer sportlichen Betätigung keinen finanziellen Nutzen ziehen. So können zum Beispiel unsere deutschen Fußball-Vertragsspieler (heutige Oberliga) und auch die Berufsspieler aus England, Italien, Frankreich, Spanien sowie der anderen Länder, wo es Berufsfußball gibt, nicht nach Helsinki fahren. Die Sache ist klar. Doch dabei muß eine Frage aufgeworfen werden! Wie steht es mit den Sportlern, die auf Grund ihrer sportlichen Leistungen Staatsstellungen und hohe Gehälter erhalten? Dies ist in einigen Ländern Sitte. Vor allem in jenen Ländern, die diktatorisch beherrscht werden. Hier wird der Berufssport abgeschafft, aber dafür erhalten die Spitzensportler gut bezahlte Stellungen, in denen sie nicht oder kaum zu arbeiten brauchen. Dazu haben sie vielerlei Vergünstigungen aller Art. Sie können ihre ganze Zeit dazu verwenden, ihre sportliche Hochform zu halten. Das sind die „Staatsamateure“. Frage: Ziehen diese Sportler nicht genau so Nutzen aus ihrer sportlichen Betätigung wie etwa die deutschen Vertragsspieler oder andere Berufsspieler? Die Antwort ist einfach. Die vom Staat ausgehaltenen Sportler, die Staatsamateure, sind viel eindeutiger Berufssportler als die wirklichen Berufssportler anderer Länder, die meist neben ihrem sportlichen auch einen bürgerlichen Beruf ausüben.

Nach olympischer Vorschrift kann kein Berufssportler Olympiakämpfer sein. Doch hier kommt der Haken. Der verkappte Berufsspieler, der Staatsamateur, der mehr Vorteile aus dem Sport zieht als der wirkliche Berufsspieler, kann den

Olympischen Eid leisten und Olympiakämpfer sein.

Schon lange harrt diese Frage der Klärung. Sie ist heißes Eisen, und noch niemand hatte bisher den Mut, es entschieden anzupacken. Bei einzelnen Sportlern bewies man schon mal Mut. Siehe Zehnkampf-Olympiasieger 1912 Jim Thorpe und Paavo Nurmi 1932. Aber einem ganzen Land gegenüber zog man noch nie Konsequenzen. Man denke an Italiens Olympia-Fußballer 1936 in Berlin, die die goldene Medaille gewannen. Man nannte sie „Studentenelf“. In Wirklichkeit waren die wenigsten Studenten oder nur in der Zeit der Olympischen Spiele. Jedenfalls hatten sie mit echten Amateuren nichts zu tun. Jedermann wußte es damals, aber nichts geschah. In Italien herrschte zu jener Zeit Mussolini, und er ließ sich Olympiasieger etwas kosten. So ließe sich manches Beispiel hinzufügen.

Wichtiger ist, wie wird es in Helsinki sein? Auch hier werden die Staatsamateure in Massen aufmarschieren und den Olympischen Eid leisten. Denn in jedem Land, wo die Gewalt herrscht, ist man auf Olympiasiege, Weltmeisterschaften oder Ländersiege scharf. Man braucht solche Erfolge, um die Welt von der Wirklichkeit abzulenken.

Und darum: Wenn olympische Idee noch ernst genommen werden soll, ist es an der Zeit, klare Verhältnisse zu schaffen.

Der Name eines jungen Fußballers wirft die Frage auf, ob sich sportliche Veranlagung vererbt. Im letzten Spiel der deutschen B-Fußball-Ländereifel spielte ein junger Mann mit Namen Stollenwerk aus Düren. Auch der Vater des Spielers war vor etwa 25 Jahren ein ausgezeichnete Spieler, der in vielen Auswahlspielen mitwirkte. Solche Vater-Sohn-Beispiele

sind nicht selten. In der Leichtathletik ist es kein Zufall, daß Wolfgang Trobbach zu den besten Hürdenläufern zählt. Vater Trobbach hielt bis 1930 den deutschen Rekord über die 110-m-Hürdenstrecke und war oftmaliger Deutscher Meister. 23mal war Erwin Casmir Deutscher Meister im Fechten. Sein Sohn Norman wurde souverän Jugendmeister. In Spanien wird der Name Ricardo Zamorra, des Torwarts, den man den „Göttlichen“ nannte, immer noch mit Hochachtung ausgesprochen. Nun ist sein Sohn, der beim FC Salamanca im Tor spielt, dabei, des Vaters Ruhm in den Schatten zu stellen. Eine Reihe von Namen ließe sich anfügen.

Damit soll nicht gesagt werden, daß sich sportliche Veranlagung vererbt. Entscheidend ist wohl das — Vorbild.

In diesem Jahr wurde Juan Fangio Weltmeister der Autorennfahrer. 1952 wird die Weltmeisterschaft in neun Rennen ausgetragen, davon eines in Deutschland. Der Rennkalender sieht wie folgt aus:

18. Mai: Großer Preis der Schweiz.

22. Juni: Großer Preis von Belgien.

6. Juli: Großer Preis von Frankreich.

19. Juli: Großer Preis von England.

27. Juli: Großer Preis von Holland.

3. August: Großer Preis von Deutschland.

7. September: Großer Preis von Italien.

26. September: Großer Preis von Spanien.

14. Dezember: Großer Preis von Brasilien.

Alle Rennen müssen ohne Ausnahmen, die bisher zulässig waren, über die Mindestlänge von 500 km oder die Mindestdauer von drei Minuten gehen. Alle Rennfahrer müssen mit Sturzhelm ausgerüstet sein.

Nach vorliegenden Meldungen besteht die Hoffnung, daß 1952 wieder Mercedes-Benz dabei ist.



Das erste Nachkriegs-Eishockey-Länderspiel der deutschen Nationalmannschaft gegen Schweden endete mit einer hohen 15:1-Niederlage. Unser Bild zeigt den schwedischen Torwart (rechts) bei der Abwehr eines Schusses des deutschen Stürmers Egen. Foto: dpa



DIE FLUT

Immer höher stiegen die Fluten des Po. In einer Nacht allein um $1\frac{1}{2}$ Meter. Hunderte von Orten wurden von den Wassermassen eingeschlossen oder zerstört

Alle politischen und sonstigen Ereignisse in Italien werden überschattet von der ungeheuern Überschwemmungskatastrophe im Gebiet der Flüsse Po und Etsch. Fast eine halbe Million Kinder, Frauen und Männer sind obdachlos und verloren Hab und Gut. Diese Menschen brauchen Hilfe. Hier muß die europäische Solidarität Wirklichkeit werden. Die Jugend muß vornean stehen. Der Bundesjugendring hat seine Mitglieder aufgerufen, für die Opfer in Italien zu spenden und, wenn nötig, sich auch zum Arbeitseinsatz in den Katastrophengebieten zu melden. Freunde, helft! Die Jugend sei Beispiel für europäischen Gemeinschaftsgeist.

Dramatische Rettungsaktion bei Rovigo. Eine alte Frau wird vom ersten Stockwerk ins Boot geschafft.

Weinend suchen hier Mutter und Kind nach ihren Angehörigen, die sie auf der Flucht vor den Fluten verloren haben.

Fotos: dpa

HAUPTÜBERSCHWEMMUNGSZONE

